Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

Licht und Schatten.

Heitere und ernste Skizzen

von

Armin Ronai.

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Bensheimer.
1896.

Freundschaft und Liebe.

Novelle.

I.

Alfred Lambert's erster Besuch nach seiner Rückkehr aus Italien galt — wie nicht anders denkbar — Frau Rosen. Er nannte sie ja eine gute Freundin, deren Haus ihm seit langer Zeit als ein zweites Heim galt, wo er Rath, aufrichtige Meinungsäußerung, Theilnahme, Zerstreuung, — zuweilen auch Trost fand, wenn des Lebens ewig wechselnde Phasen ihm gerade solchen Balsam erwünscht sein ließen.

Frau Rosen, die Wittwe des Landesgerichtsraths Rosen, stand noch keineswegs im Alter, wo die ermattenden Blicke, des ewigen Auslugens nach dem flüchtigen Glücke müde, nach rückwärts gerichtet, sich nur mehr an einstiger Wonne weiden, — sie gehörte vielmehr mit in die Reihe der „stattlichen Damen", denen von der Natur stark prolongirte Ansprüche auf Lebensgenuß und Glücklichwerden eingeräumt sind.

Trotz dieser, bei Frau Rosen überdies noch durch eine voll entwickelte Anmuth unterstützten Rechte, war

das Verhältniß zwischen ihr und Alfred Lambert ein über alle Zweifel erhabenes.

Sie war seine Freundin. An zwei Abenden jeder Woche verbrachte er einige Stunden bei ihr; dann mußte er seine Residenzerlebnisse erzählen, über seine Abenteuer referiren, über das kleinste Ereigniß treuen Bericht erstatten, und er that es gerne, — Frau Rosen wußte ja so gut mit Meinung und Rath zu helfen, ihre praktische Erfahrung half schon oft redlich mit an der Wegräumung von Hindernissen, denen er zuweilen auf seiner Lebensbahn begegnete, — sie verstand es aber auch, mit Kennerblick das Ende einer „Liebe" zu einem plötzlich aufgetauchten „Engel" voraus zu bestimmen oder mit drolligem Stirnrunzeln das gefährliche Aufkeimen einer „Neuen" zu constatiren — für jede Gefahr hatte sie eine Warnung, für jedes Weh probate Mittel, und wenn der 28jährige Alfred einmal besonders gute Beweise ihrer Zugethanheit erhielt, gestattete er sich höchstens, die wohlgepflegte Hand der 36jährigen Frau Rosen in dankbarer Rührung an seine Lippen zu führen. Er betrachtete sie als mütterliche Freundin und sie ihn als — Freund. Bedingt denn das ideale Gefühl der Freundschaft wirklich das gleiche Geschlecht?

Zu Anfang der heißen Jahreszeit erhielt Alfred einen

Urlaub von mehreren Wochen, den er — nicht ohne Zustimmung Frau Rosens — zu einer Reise in's Dorado jenseits der Alpen benutzte. Zurückgekehrt, nahm er sich kaum Zeit, den transalpinischen Staub von den Füßen zu schütteln, und schon war er auch dort, wo seine lange Abwesenheit eine ungeahnt schmerzliche Lücke zurückgelassen hatte.

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie nur wieder da sind!" rief Frau Rosen, nachdem sie ihm diesmal beide Hände zum Kusse darbot, — „wissen Sie auch, daß ich Sie sehr, sehr vermißt habe?"

„Ach, beste Frau Rosen, und wie oft dachte ich Ihrer, wie sehr freute ich mich unterwegs auf diese Stunde, wo ich wieder die Rolle des Referenten übernehme, um Ihnen Rechenschaft zu geben über mein Thun und Lassen unter dem italienischen Himmel. Und des Referirens giebt es Unmasse!"

Nach den ersten Wiedersehensfreuden ging es dann ans Erzählen. Frau Rosen bekam einen jener bekannten italienischen Reiseberichte zu hören, deren Reime stets auf Capitol und Capri, Vesuv und entschwundene Abruzzen-Romantik auslauten, höchstens, daß Alfred bei Beschreibung seiner Lacrimae Christi-, Parmesan-, Maccaroni- und Polentagenüsse mehr in Details verfiel,

dem bei mündlicher Ueberlieferung an eine gute Freundin die Berechtigung nicht abgesprochen werden kann.

Nachdem er wohl an zwei Stunden lang sein Gedächtniß ausgekramt und in geographo-logischer Reihenfolge der vielverzweigten Pomündung bedenklich nahe gerückt war, sprang Alfred auf und riß den Faden seines Referates entzwei.

„Wozu ich Ihnen das Alles erzähle", rief er, „ist mir nicht ganz klar. Nehmen Sie gefälligst in Ihren Mußestunden einen beliebigen unserer Classiker zur Hand, dort finden Sie unfehlbar meine Reise in allen Tonarten tadellos schön beschrieben. Was ich noch beifügen muß ist aber die Krone des Ganzen. Ich will Sie also noch mit meinem venezianischen Erlebniß bekannt machen, — ein Romanchen, Frau Rosen, reizend, gottvoll in seinen Anfängen — hoffentlich auch in der endlosen Fortsetzung, die nicht mehr allzuferne ist."

„Ei, ei, Alfred, also doch auch ein kleines Abenteuerchen erlebt! Das verleiht ja erst Ihrem italienischen Spaziergang den pikanten Beigeschmack. In Venedig war es also, knapp vor Thorschluß. Wie sah sie aus, la bella signora italiana? Erzählen Sie mir's schnell, sehen Sie nicht, wie begierig ich bin, Ihr Histörchen kennen zu lernen?"

Alfred ging einige Male hastig im Zimmer auf und ab, dann warf er sich wieder in den Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, um sich ungestörter von den lieblichen Bildern seines venezianischen Erlebnisses umgaukeln zu lassen.

Ueber Frau Rosens Züge glitt es wie eine dunkle Wolke, — doch nur einen Moment lang und ihre Miene war wieder übergossen von den milden Strahlen der Freundschaftssonne.

„Nun Alfred, wollen Sie mich lange auf die Folter spannen? Stellen Sie mir nun Ihre schöne signora vor.“

Der junge Mann entwand sich gewaltsam dem Paradiese der Erinnerung.

„Ja, Frau Rosen, Sie sollen Alles wissen. Vor Allem aber sei verrathen, daß meine Erzählung wohl eine bella signora, keineswegs aber eine donna italiana betrifft.“

„Ach, suchten Sie denn noch exotischere Ideale?“

„Mein Sinn war, nichts zu suchen“, fuhr Alfred fort, „und was ich fand, ist mehr als ich zu suchen mich je unterfangen hätte. Doch hören Sie. In Venedig war's. Alles was an Menschenwerken sehens=

und staunenswerth hatte ich bereits gesehen und redlich angestaunt, und ich fühlte mich so glücklich darüber, in Florenz die medizeische Venus, in Rom Papst und Capitol, in Neapel die Lazzaroni und in Venedig die Bleidächer der Inquisition, den Ponte di Rialto und den Dogenpalast gesehen zu haben, daß ich mich entschloß, fortan nichts mehr zu „sehen“ und einige Tage programmlos in den Naturreizen Venedigs zu schwelgen. Am Abende eines solchen planlos verbrachten Tages streifte ich fern vom San Marco in den entlegensten Gegenden der Adriabraut umher. Im Westen tauchte die scheidende Sonne in's endlose Meer. Die Luft war von entzückender Milde und von balsamischen Düften durchzogen. Am Himmel kein Wölkchen, kein Wölkchen auf meinem Gemüth. Wonnetrunken streckte ich mich auf den feinen Sand am Strande und blickte abwechselnd der scheidenden Sonne nach oder zu den Fischern, die weit im Meere draußen ihre Netze zum Nachtfange ausbreiteten. Kein Mensch war in der Nähe und ich fühlte mich unsäglich wohl in der idyllischen Solitude. — Lange sollte aber diese Idylle nicht währen. Vom Cap Promontore her näherte sich eine Gondel und stieß wenige Schritte von mir entfernt an's Land. Ein Herr und eine Dame entstiegen ihr und ließen sich lebhaft plaudernd auf den weichen Sand nieder. Die

Störung war mir recht unliebsam und ich wollte auch, der ersten Eingebung folgend, aufspringen, um mir mehr landeinwärts ein ungestörtes Plätzchen zu suchen, — da trug mir der Wind von den Lippen der Ankömmlinge, die ich bisher nicht einmal näher betracht hatte, einige Laute zu; — denken Sie sich, beste Frau Rosen, Heimathsklänge, gute deutsche Worte!"

„Deutsche Laute in Venedig!" lachte Frau Rosen auf, „um solche zu hören, hatten Sie es wohl nicht nöthig, die weite Reise zu unternehmen! Doch weiter, weiter — wie gingen Sie der Störung aus dem Wege?"

„Nachdem ich gehört, es seien Deutsche", setzte Alfred fort, „war ja von Störung und Ausdemwegegehen keine Rede mehr. Heimathklänge besitzen in der Fremde einen ganz eigenartigen Zauber, den man eben nur ferne von der Heimath erfassen und empfinden lernt. Ich nahm also meine deutschen Nachbarn auf dem italienischen Sande näher in Augenschein, und was ich da sah, war wohl geeignet, mich mit aller Kraft festzuhalten. Ein älterer Herr, dessen Kopf und Bart bereits einige Spuren gefallenen Reifes trugen, saß auf dem ausgebreiteten Plaid, zu seinen Füßen kollerte lustig ein jugendliches Wesen im Sande herum. Und

dieses Wesen! Der Superlativ eines Superlativs reicht bei Weitem nicht hin, um Ihnen dessen Schönheit annähernd begreiflich zu machen. Ach, Frau Rosen, es gibt doch noch Engel auf Erden, Engel mit schwarzen Augen und Rabenflechten, blendendem Teint und runden, ebenmäßigen Formen, mit Perlenzähnen und Gluthblicken, die alles versengen oder beleben. Und einen solchen Engel führte mir mein gutes Geschick am Strande der Adria zu."

Alfred schwieg in sichtbarer Verzückung.

„Und die Fortsetzung," fragte Frau Rosen, „muß ich die selbst errathen?"

„Was weiter geschah, ist schwer zu erzählen. Wir wurden bekannt, in der gegenseitigen Freude plauderten wir bis spät in die Nacht am Strande und gondelten dann mitsammen nach der Stadt zurück. Beim Abschiede erhielt ich vom Papa die liebenswürdige Einladung, an den Ausflügen, die er mit seiner Tochter in den nächsten Tagen machen wird, theilzunehmen, was ich natürlich hocherfreut annahm. Kurz, Frau Rosen, ich verlebte hernach in Gesellschaft des Postdirectors Sternberg aus Danzig und seiner holden Tochter Emmy vierzehn wonnevolle, unvergeßliche Tage; Herr Sternberg fand großes Gefallen an mir, und was

Emmy anbelangt, wird es Ihnen genügen zu erfahren, daß Sie beim Abschiednehmen am Bahnhofe thränenden Auges blos die Worte „Auf Wiedersehen — auf Wiedersehen!" vorbringen konnte. Die nahe Aussicht sie wiederzufinden, ließ mich den Schmerz des Abschiedes männlicher ertragen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, entführte das Dampfroß den glücklichsten Menschen, der je das Bohrloch durch den St. Gotthard mit Eilzugsgeschwindigkeit passirte. . . .

Dies, Frau Rosen, ist der schöne Beschluß meiner italienischen Spazierfahrt. Die Fortsetzung folgt in einigen Tagen, zur Abwechselung an den Gestaden eines deutschen Meeres, im Seebade Zoppot, wo Herr Sternberg sammt reizender Tochter den Rest des Sommers zu verbringen gedenken. Und nun klatschen Sie mir Beifall, zollen Sie Anerkennung, wo dieselbe so sehr verdient und wünschen Sie mir Glück zu meiner Emmy, die recht bald wirklich die Meine sein wird."

„Damit wird es wohl noch gute Weile haben", bemerkte Frau Rosen mit einem Versuche, fein zu lächeln, „wir wollen davon heute gar nicht mehr sprechen, denn Sie sind noch von der Reiseer hitzt, und was Sie mir da erzählten, war wohl nichts anderes, als der Abglanz Ihrer Coupéphantasieen während der langen Fahrt.

Schlafen Sie erst gut aus — morgen werden wir dies Abenteuerchen zu den übrigen werfen, ich will Ihnen sogar helfen, dem jüngst verflossenen Ideale etliche Thränen nachzuweinen."

„Aber, Frau Rosen, Sie irren sehr — —."

„Morgen, Alfred, sprechen wir weiter davon, gehen Sie jetzt nach Hause, Sie haben wirklich Ruhe nöthig."

„Das ist wohl richtig, — aber was Emmy anbelangt, kann ich Sie nur versichern — —."

„Daß wir morgen die Emmy mit Pomp dort bestatten, wo bereits Irene, Lotti, Gisela und viele andere ruhen, — ins große Meer der Vergessenheit."

„Und ich sage nochmals, beste Freundin, diesmal beurtheilen Sie mich falsch. Sie sollen aber bald einsehen, wie sehr ich mich gebessert, — nein, wie gut ich mittlerweile geworden bin."

Er küßte ihre dargebotene Rechte und ging mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen.

Frau Rosen blieb in tiefe Gedanken versunken zurück. Ihre Erregung stieg immer höher, die Heiterkeit wich von ihren Zügen und machte einer Schwermuth Platz, der sie sich nicht zu entreißen vermochte.

Wäre es möglich?

Sie wußte selbst nicht, wie und warum ihr Gehirn diese Frage erdacht, sie wußte nicht, warum ihr der Gedanke an Alfred's Reiseerlebniß so tiefen Schmerz verursacht. Müßte sie sich nicht freuen über die Wonne des Freundes, glücklich sein in seinem Glücke? — —

Zu einem Schlusse konnte sie aber mit ihren erregten Gefühlen nicht kommen. Es blieb ihr ja noch immer die Hoffnung, Alfred werde morgen der ganzen Sache mit kühleren Worten gedenken und vernünftig genug sein, um nicht ein romantisches Reiseabenteuer ernstlich fortspinnen zu wollen. Dann bleibt er ja der ihre — ihr guter Freund, der ihr, wie sie fühlte, über Alles theuer geworden war.

II.

Anderen Tags kam Alfred in rosigster Stimmung zur Freundin. Er hätte sie unfehlbar umarmt, wäre sie nicht zeitgerecht hinter die Thür retirirt.

Frau Rosen war wieder der alte, gute Kamerad, heiter und liebenswürdig wie immer. Keine Miene verrieth die bange Erwartung, die sie erfüllte, nichts in ihrem Aeußeren ließ Alfred ahnen, welchen Sturm

seine gestrige Erzählung in dem Herzen derjenigen angefacht, die er so hoch zu ehren und zu achten wußte.

Und doch waren all die Worte, die er in heiterster Stimmung gesprochen, eben so viele giftige Pfeile, die, schmerzlich verwundend, tief in die Brust der schönen Frau drangen.

„Sie haben sich ja prächtig erholt!“ begann Frau Rosen. „Sehen Sie, der Schlaf ist der beste Grillenverscheucher.“

„Da haben wir's, — so weit ist es mit Ihrem Scharfblicke her! Sehe ich denn aus wie Einer, der Talent zum Grillenfangen hat? Wie mache ich es Ihnen auch nur begreiflich, daß ich thatsächlich, — also keineswegs blos ideal gedacht, der glücklichste Mensch aller menschenbevölkerten Sonnensysteme bin! Sie werden es aber einigermaßen verstehen lernen, wenn ich Ihnen verrathe, daß ich heute einen Brief erhielt.“

„Ein Brief — — — das ist Alles?“

„So hören Sie mich doch, — einen Brief aus dem Himmelreich, geschrieben von Engelshand, — von Emmy. — verstehen Sie noch nicht?“

„Ach, vom schwarzen Engel! Sie kann also die venezianischen Nächte nicht vergessen? Eine reizende Geschichte! Und wie sich die Arme nun grämen wird!“ — —

„Oho," fiel Alfred ein, „dazu wird es ihr hoffentlich an Ursache fehlen, oder denken Sie vielleicht — —"

„Nun, was könnte ich denken? Die Kleine wird noch einige Male schreiben, erst sanft anklopfend, später sehnsuchtsvoll begehrend, wenn sie dann sieht, wie wenig Beachtung ihre schmachtenden Episteln finden, wird sie einige Thränen vergießen, zwei oder drei Mal mit hocherhobenen Händen „Oh, diese Männer!" ausrufen und schließlich in schicklicher Resignation über das mit „Venedig" überschriebene Tagebuchblatt seufzend einen schwarzen Strich ziehen."

„Halten Sie ein, Frau Rosen, Ihre Combination entbehrt jeder Basis. Ueberhaupt verrathen Sie da den gänzlichen Mangel des Feldhernblickes zum klaren Uebersehen gegebener Situationen. Mein jugendliches Vorleben mag wohl einige Begründung zu dieser scharfen Verurtheilung meiner Standhaftigkeit bieten, — denn ohne Zweifel, nur ich wäre der Steinigenswerthe, nähme mein venezianisches Erlebniß den von Ihnen vorgezeichneten Verlauf. Hinfort, Frau Rosen, sollen Sie mir Flatterhaftigkeit nicht mehr vorwerfen können, ich bleibe bei meiner Emmy, die ich innig liebe und anbete. Schlagende Beweise seien auch erbracht. Wie Sie wissen, befindet sich Post-

direktor Sternberg sammt meiner Emmy im Seebade Zoppot, wo wir unser nächstes Begegnen verabredeten. Der heutige Brief enthielt die Einladung von Vater und Tochter, und es ist überflüssig zu sagen, daß meine Koffer bereits wieder gepackt sind, und daß ich morgen den ersten Zug benutze, um so schnell es eben unsere träge schleichenden Eisenbahnen zulassen, bei Emmy zu sein. Und wenn ich wiederkomme, Frau Rosen, dann — nun dann bin ich eben noch glücklicher, als der Glücklichste es jemals war, nämlich Bräutigam meiner holden Emmy, und einige Wochen später — ach, das läßt sich ja gar nicht aussprechen, — falls ich nicht früher schon vor Wonne sterbe, so muß ich chemisch gebunden werden, sonst löse ich mich gewiß in meine Atome auf.“

Alfred hatte in seiner freudigen Aufregung nicht wahrgenommen, welch’ entgegengesetzte Wirkung seine Worte auf die Freundin ausübten. Während er sprach wich allmählich das Blut aus ihren Wangen, sie zuckte einigemale schmerzlich zusammen und mußte alle Beherrschung zusammenraffen, um nicht in Thränen auszubrechen. Es war ihr nun klar, sie hatte den Verlust eines ihr so theuer gewordenen Freundes zu beklagen. Vor ihr stand nunmehr der heißgeliebte Mann, das

Bewußtsein des Verlustes fachte den lange schon glimmenden Funken zur lodernden Flamme an.

Aber sie hatte sich noch in der Hand.

„Sehen Sie, Frau Rosen", fuhr Alfred harmlos fort, „so wunderlich ist das Glück beschaffen. Wie hätte ich auch nur ahnen können, daß die Lagunenstadt mir geben wird, was stets das Ideal meiner Träume gewesen. — Doch die Zeit verfliegt. So leid es mir ist, muß ich heute meinen Besuch sehr abkürzen, es giebt noch Vieles zu besorgen und morgen — Himmel, wenn's nur schon morgen wäre!"

„Alfred!" rief nun Frau Rosen, sich aus ihrer Betäubung reißend, „Alfred, sind Sie denn wirklich von Sinnen?"

„Ist es denn ein Wunder, beste Freundin, bei so großem Glück? Aber ich muß eilen. Sie verzeihen gewiß das kurze Verweilen, wenn ich zurück bin, soll Alles redlich nachgeholt werden."

„Hören Sie mich doch endlich, Alfred, Sie scherzen doch mit dem Ganzen! Nicht wahr?"

„Scherzen? Sie meinen wohl die Zeit, die ich verscherze! Jetzt muß ich aber wirklich fort."

„Ich kann es nicht glauben, nicht fassen!"

„Und ich verstehe wieder Ihre Worte nicht! Sprach ich denn gestern und heute nicht klar genug? Um jedoch jedem Irrthum vorzubeugen, gebe ich Ihnen auch der langen Rede kurzen Sinn kund: Morgen fahre ich nach Zoppot, um Fräulein Emmy Sternberg zu freien. Wenn er wiederkommt, ist Herr Alfred Lambert der beneidenswertheste Bräutigam dieser Welt.“

„Ich beschwöre Sie, Alfred, fahren Sie nicht!“

„Aha, nun wird mir's klar. Sie fürchten mein stürmisches, überstürztes Vorgehen! Gefehlt, Frau Rosen, alles ist schon überlegt, nach jeder Richtung hin wohlgeprüft, erwogen und durchdacht und das Facit war: Alfredchen, fahre ohne Verzug dahin und hole Dir Dein dort befindliches Lebensglück! Besten Dank übrigens für Ihre liebevolle Sorge, — seien Sie vollkommmen beruhigt, ich unternehme gewiß nichts, was Sie nicht auch bedingungslos gutheißen würden. Nun aber Flügel! Leben Sie wohl! So bald ich kann, schreibe ich. Ade, auf frohes Wiedersehen!“ — Er drückte einen Kuß auf die Hand und verließ eilends die Freundin.

Frau Rosen wollte ihm nachstürzen, — nach wenigen Schritten blieb sie festgebannt stehen, sie wollte rufen, — die Stimme versagte ihr. Die Hände auf

den stürmisch wogenden Busen gepreßt, stierte sie auf die Thür, die sich eben hinter all' ihren Wünschen und Hoffnungen schloß. Endlich bekam sie Worte.

„Nie, niemals!" rief sie aus und sank laut schluchzend auf das Sopha nieder.

III.

Der nächste Tag fand Alfred bereits auf dem Wege nach Zoppot. — Die Ungeduld, das Wesen seiner glühenden Liebe wiederzusehen, ließ ihm die Reise schier endlos erscheinen. Im Waggon festgebannt, eilten seine Gedanken schnell voraus, und malten die Seligkeit kommender Stunden in den heitersten Farben aus. Aber auch der Freundin gedachte er, die in der Residenz zurückgeblieben, diesen ernstesten Schritt seines Lebens gewiß mit den besten Wünschen begleitete und nun kaum die Ansage erwartet, um zu seiner Verlobung als Erste die willkommenste Gratulation darzubringen.

In seiner Seele war nicht die leiseste Ahnung von der Veränderung, die sich im Innern Frau Rosen's vollzogen, vorhanden, — ihm war sie auch weiterhin nur die aufrichtig verehrte Freurdin, die an seinem Ergehen stets selbstlosen herzlichen Antheil genommen.

Auch ihre letzten Worte betrachtete er lediglich der Sorge vor einer später bereuten Ueberstürzung entsprungen. Hätte er nur im selben Momente in ihre roth geweinten Augen blicken können, in denen ein unheimliches Feuer das vollständige Erwachen der im Innern eines jeden Weibes schlummernden Dämonen verrieth! Hätte er sich nur einmal ernstlich die Frage aufgeworfen, ob ein Weib in den besten Jahren im Verhältnisse zu einem Manne sich wirklich so weit zu verleugnen vermag, um dem Gefühle idealer Freundschaft jede andere Empfindung zu unterordnen!?

Gegen Mittag langte der Zug in Zoppot ein. Alfred war in freudigster Erregung und konnte kaum das Anhalten des Zuges abwarten, um aus dem Coupé zu springen. Trotz eifrigsten Absuchens des Perrons konnte er aber weder Emmy, noch ihren Vater entdecken, wo er doch so sicher darauf rechnete, das Glück des Wiedersehens schon auf dem Bahnhof zu genießen. — Der Zug dampfte weiter, der Perron leerte sich und die heiß Ersehnten waren nicht gekommen. Vielleicht erhielten sie seine Nachricht zu spät, vielleicht irrten sie in der Ankunftszeit, oder sie sind sonst dringend verhindert!? Der Vernunftsgründe gab es ja genug, um nicht gleich an Schlimmes denken zu müssen, — Alfred konnte sich dennoch eines drückenden

Gefühls nicht erwehren. — Im Hotel angelangt, machte er rasch Toilette, eine halbe Stunde später fuhr er bereits bei der Villa des Postdirektors vor und stürmte, seiner nicht mehr mächtig, die Treppen hinauf. Sein Herz drohte zu springen, aber er gönnte sich keine Zeit zur Sammlung und riß heftig an der Klingel.

Ein Diener steckte den Kopf zur Thür heraus.

„Sie wünschen?“ frug er barsch.

„Ist Herr — Postdirector — Sternberg — zu sprechen?“ stotterte Alfred in größter Verwirrung über den unerwarteten Empfang.

„Nein, der Herr Postdirector ist ausgegangen.“

„Und — Emmy — Fräulein — Sternberg?“

„Das gnädige Fräulein ist unwohl und, wie ausdrücklich befohlen, für Niemanden zu Hause.“

Sprach's und warf die Thür dröhnend zu.

Alfred verlor beinahe den Boden unter den Füßen, das Haus drehte sich mit ihm im Kreise, und er mußte sich an den Thürpfosten lehnen, sonst wäre er umgesunken. Er befand sich im Zustande gedankenloser Betäubung, in der man wohl ahnt, es sei etwas Großes geschehen, ohne jedoch im Chaos der sich wild überstürzenden Empfindungen des eigentlichen Schmerzes bewußt zu

werden. Erst als er sich, ohne zu wissen wie, wieder im Hotelzimmer fand, wurde es ihm klar, was ihm widerfahren. Er war jählings aus allen Himmeln gestürzt. Wo er sich sehnsuchtsvoll erwartet glaubte, fand er verschlossene Thüren. Gestern rief ihn ein liebeathmendes Schreiben, heute wies ihn ein Lakai barsch zurück! Grell beleuchtet standen die Thatsachen vor seinem Auge — darüber nachzudenken, nach Grund und Ursache zu forschen, war er noch gar nicht fähig.

Lange saß er schon in sich zusammengeknickt in einer Sophaecke, als ihn ein energisches Klopfen an der Zimmerthüre aus dem sinnverlorenen Hinbrüten weckte.

Erschrocken, keines Wortes mächtig, sprang er empor, als auf sein „Herein" die hohe Gestalt des Postdirectors Sternberg eintrat.

Der Postdirector verneigte sich kalt.

„Herr Lambert", sprach er mit fester Stimme, „Sie waren so freundlich, mich in meinem Heime aufzusuchen — leider war ich abwesend, und es entging mir so das Vergnügen, Sie bei mir begrüßen zu können. Im Hinblick auf die Umstände betrachte ich jedoch

Ihren mich ehrenden Besuch als abgestattet, — denselben dankend zu erwidern, bin ich hier."

Ohne eine Einladung des noch immer wie gelähmt Dastehenden abzuwarten, nahm er in einem Fauteuil Platz und fuhr unbehindert fort:

„Mein Besuch sei aber auch mit einem anderen Zwecke verbunden. Herr Lambert, wir sind Männer, und zwischen Männern herrsche rückhaltslose Offenheit. Sie fanden hier nicht, was Sie zu finden glaubten, leider brachte mir der heutige Tag auch nicht das Erhoffte."

Seine Stimme begann zu zittern, er mußte eine kleine Pause machen, um die Beherrschung wieder zu erlangen. Dann fuhr er fort:

„Da Sie nicht wissen können, was mittlerweile geschehen, will ich Ihnen davon kurz Mittheilung machen. Wir hatten Sie für heute erwartet, ob gern, entnahmen Sie unseren Briefen. Heute Vormittag wollte ich eben mit meiner Tochter noch einen Spaziergang unternehmen, als eine Depesche anlangte. Meine Tochter erbricht sie, liest, stößt einen Schrei aus und ich springe noch rechtzeitig hinzu, um sie in meinen Armen aufzufangen. Seit dem kommt sie nicht aus dem Weinen heraus. — — Doch dies nebenbei. Das Tele-

gramm will ich Ihnen vorlesen, es lautet: „Fräulein Emmy Sternberg, Zoppot. Alfred Lambert ist nicht frei. Aeltere Ansprüche vorhanden. Brechen Sie nicht ein liebendes Herz. Euren Bund träfe mein ewiger Fluch." — — Eine Unterschrift fehlt."

Der Postdirector hielt ein wenig inne. Alfred stand wie versteinert da. Kein Wort entging ihm wohl, das Begreifen war ihm aber völlig entschwunden.

„Sie werden gewiß einsehen", fuhr Herr Sternberg fort, „daß dieses unglückselige Schriftstück mit einem Schlage alles verändern mußte. Die Untersuchung der Sache liegt außer meinem Bereiche, wäre aber auch nicht mehr von Belang. Hätte ich als Mann allein darüber zu urtheilen, wie viel Entlastungen und Argumente ließen sich dafür finden; das Alter verzeiht ja so leicht der Jugend, schon der eigenen, einstigen Jugend wegen. Aber ein junges Mädchen, das kaum den Kinderjahren entwachsen, im Herzen noch den unberühren Idealismus trägt, den es in der Erziehungsanstalt eingesogen, kann sich über ein solch schonungsloses Zerreißen eines Traumgebildes nicht so leicht hinwegsetzen, — sie muß sich unbedingt bitter enttäuscht fühlen, geradezu betrogen um die erste rege Empfindung, die in ihrer Brust zum Leben erwachte.

Wollen Sie es einem achtzehnjährigen Mädchen verdenken, wenn es sich sein Ideal tadel- und makellos erträumt? — — —

Herr Lambert! Ich habe blos diese einzige Tochter. Diese glücklich zu machen, ist die Aufgabe meines Lebens. Nie werde ich ihren Entschluß zu beeinflussen trachten, wo sie nicht unbedingt aus ganzem Herzen ja sagt. — —

Es wäre alles so gut gewesen, Sie hatten sich schnell unsere Sympathieen errungen, auch die Erkundigungen, die ich als Vater über Sie einzuziehen verpflichtet war, wurden durchaus in günstigstem Sinne beantwortet, — leider — leider — es sollte anders kommen."

Alfred kämpfte schwer mit sich, er rang verzweifelt nach Worten.

„Herr Sternberg, — in des Himmels Namen, — ich verstehe nicht, – hören Sie mich — —!"

Der Postdirector erhob sich.

„Bitte, lassen Sie jede Erklärung. In meinen Augen sind Sie bestens entschuldigt, fordern Sie aber nicht, daß ich versuche, den Entschluß meiner Tochter wankend zu machen. Und nun Gott beholfen, Herr Lambert; — sind Sie dessen sicher, daß mich dieser

Ausgang sehr schmerzt, — noch ist es aber Zeit gewesen — und vielleicht ist es besser so. Wir wollen aber als gute Freunde scheiden, ich trage Ihnen keinen Groll nach, betrachten Sie uns auch fernerhin als theilnehmende Freunde. Leben Sie wohl!"

Er drückte die Hand des jungen Mannes und ging.

Als sich Alfred wieder allein sah, war es um seiner Besinnung geschehen. Es kam eine dumpfe Verzweiflung über ihn, der er sich willenlos hingab. Er fühlte sich schuldlos, rein, ohne Tadel und dennoch fand er nicht den Weg aus diesem Gewirre von Mißverständnissen.

Die Trübung war nun einmal erfolgt. Emmy zweifelte an seiner Reinheit, — darf er es auch nur versuchen, sie von der Haltlosigkeit der gegen ihn so ruchlos erhobenen Anschuldigungen zu überzeugen? Durfte Emmy den Zweifel an ihn auch nur einen Moment lang in ihre Seele dringen lassen, — durfte sie ihn ungehört verurtheilen? — — —

Was Alfred litt, ist unsagbar. Stundenlang lief er in seinem Zimmer auf und nieder, ohne zu wissen, was er nun eigentlich beginnen werde. Seine Verzweiflung wuchs immer mehr.

In diesem Momente höchster Abspannung öffnete sich mit einem Male die Thüre:

„Frau Rosen!" schrie Alfred mit letzter Kraft, „der Himmel sendet Sie mir, liebe, theure Freundin!" In seiner Stimme klang Freude und Schmerz, Jubel und Jammer, und seiner nicht mehr mächtig, warf er sich, krampfhaft schluchzend, in die Arme der tief bewegten Frau. — —

Sie hielten sich lange fest umschlungen. Ihre Thränen vereinigten sich und Alfred fühlte in seinem Herzen mit der endlichen Erleichterung die fast erstorbene Hoffnung zu neuem Leben erwachen. Nun hatte er ja seine Freundin zur Seite. Es fiel ihm gar nicht bei, ihr plötzliches Erscheinen an diesem Orte sonderbar zu finden, in seinem Seelenzustande war es ihm vielmehr selbstverständlich, daß sie herbeigeeilt, um ihm in dem Bedrängnisse beizustehen.

Alfred riß sich los. „Ich muß hinaus", rief er, „sonst ersticke ich. Helfen Sie, Frau Rosen, retten Sie mich, sonst ist Alles verloren. Gehen Sie hin, sagen Sie — es sei blos Verleumdung — sagen Sie — es sei kein wahres Wort daran. Gehen Sie sogleich, es ist keine Zeit zu verlieren. Nicht wahr, Sie stehen mir bei? Ja — ja — wer soll mir denn

helfen, wenn nicht Sie, — Sie — meine einzige — gute — mütterliche Freundin. Helfen Sie — ich kann nicht weiter."

Er nahm seinen Hut und schwankte hinaus, dem Strande zu, um in der kühlen Abendluft Beruhigung für sein aufgewühltes Gemüth zu suchen. — —

IV.

Der Abend war gekommen. Der tagsüber vielbelebte Meeresstrand stand menschenleer. Träge und unbeweglich lag die See, kein Segel unterbrach das endlose, eintönige Grau des Horizontes und die Alleen waren wie ausgestorben.

Alfred lief ziellos durch die verödeten Strandanlagen. Die kühle Luft, die seine Stirne umfächelte, gab ihm allmälig die Beherrschung wieder, und er konnte es nun um so schmerzlicher erfassen, welcher gähnende Abgrund zwischen gestern und heute lag. Ach, wie so anders dachte er sich diesen Tag, wie lieblich den ersten Abend an diesem Orte seiner Sehnsucht, und wie jäh sah er sich nun aus allen Träumen gerissen! Konnte er noch auf eine Wendung hoffen? —

Die Schatten der Nacht begannen sich über Land und Meer zu breiten. Ohne Beruhigung gefunden zu

haben, war Alfred nach einem weiten Spaziergang in die Nähe der Strandvillen zurückgekehrt und streckte sich müde und abgespannt auf den weichen Sand am Ufer der See. Unwillkürlich mußte er im Geiste zurückkehren an die Gestade der Adria, an jenen Abend unter dem Himmel Venedigs denken, wo er die ersten wonnevollen Stunden mit Emmy verlebte.

Plötzlich fuhr er aus seinen Träumen auf. Es war ihm, als hätte er in der Nähe ein leises Seufzen gehört. So sehr er aber auch suchte, sein Auge konnte nichts entdecken. Er wollte sich wieder seinen Gedanken überlassen, da — nochmals, — diesmal hörte er es ganz deutlich. Alfred war aufgesprungen, und was er da sah, ließ das Blut in seinen Adern stocken.

Wenige Schritte von ihm entfernt, lag in der Bucht ein kleiner Kahn, zu dem vom Ufer ein schmales Brett führte. Auf dem Rande des Kahnes saß eine Mädchengestalt in weißem Kleide und blickte traumverloren in die weite See hinaus. Von Zeit zu Zeit senkte sich das Köpfchen nieder, dann wurden Seufzer hörbar, so herzzerreißend wehmüthig, als gälte es, mit der Nachtigall im nahen Busche über einen herben Schmerz um die Wette zu klagen.

Alfred griff erst an seine Stirne, als wollte er sich

überzeugen, daß er wache, dann breitete er sehnsuchtsvoll die Arme aus und rief: „Emmy!“

Das Mädchen wandte sich um und preßte die Hände auf ihr Herz. „Alfred!“ schrie sie wonnetrunken „Alfred!“ — Sie war aufgesprungen, machte einen Schritt dem Herbeistürmenden entgegen — doch der leichte Kahn schwankte, sie verlor das Gleichgewicht — und im nächsten Momente schlugen die Wellen über Emmy's Kopf zusammen.

Aus Alfreds Brust entrang sich ein gellender Schrei des Entsetzens — schon war er aber in die See gesprungen, die hier glücklicherweise eine seichte Stelle hatte, und entriß mit kräftigen Armen sein Alles dem drohenden Wellengrabe.

Mit dem letzten Reste der schwindenden Kräfte faßte Emmy das Haupt des Geliebten und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen. Dann lag sie bewußtlos, ohnmächtig in seinen Armen.

V.

Emmy war sehr krank gewesen. Sie schwebte viele Tage lang zwischen Leben und Tod, und die Aerzte waren schon nahe daran, an ihr Aufkommen zu zweifeln. Emmy's starke Natur siegte aber dennoch

und eine vortreffliche Pflege half redlich mit, die fast versiegten Lebenskräfte zu neuer Entfaltung zu bringen. Und welch' gute Pflegerin hatte sie gefunden! Frau Rosen war unermüdlich in der Abwartung der ihr theuer gewordenen Kranken, sie gönnte sich kaum die nöthige Ruhe und stand fast unausgesetzt wachend und sorgend am Krankenbette.

Seit Frau Rosen von dem geschehenen Unglücke gehört und zum ersten Mal in die Züge Emmy's geblickt, war in ihrem Herzen die Wandlung vollzogen. Oft, wenn Alfred händeringend die Schwerkranke verließ, oder wenn sie allein den Schlaf derselben bewachte, stürzten Thränen der bitteren Reue aus ihren Augen, denn im Innern fühlte sie die Folter des Schuldbewußtseins an diesem Unglücke.

Aber der Himmel war ihr gnädig. Emmy's Genesung schritt sichtlich vor und sie fand Trost und Erleichterung in der gewissenhaften Erfüllung der sich gestellten Aufgabe.

Eines Tages — drei Wochen waren bereits seit jenen schrecklichen Stunden vergangen — saß Frau Rosen wie gewöhnlich wieder am Bette des genesenen, aber noch immer schwachen Mädchens. Emmy schlummerte sanft. Da trat der Vater in die Stube seiner

Tochter und ließ sich neben Frau Rosen nieder. Trotzdem ihn die treue Pflegerin mit auf die Lippen gepreßten Fingern an's Stillesein mahnte, ließ er sich nicht beirren, erfaßte ihre Hand und sprach folgende Worte:

„Retterin meines Kindes, Sie allein erhielten mir die einzige Tochter am Leben, wie kann ich Ihnen meine heiße Dankbarkeit beweisen!"

Sie wollte ihm mit der Hand den Mund verschließen.

„Nein, Frau Rosen, hindern Sie mich nicht, Ihnen heute zu sagen, was mir seit dem Augenblicke, da Sie so liebevoll die Pflege meines Kindes auf sich nahmen, unausgesetzt auf dem Herzen liegt. Der Dank, den ich Ihnen schulde, ist mit Menschenworten nicht näher zu bezeichnen. Sie haben mir das Leben erhalten, indem Sie meiner einzigen Tochter das Leben wiedergaben. Ihnen verdanke ich nächst Gott Alles — nehmen Sie also mein Vermögen — nehmen Sie meine Tochter, und wenn Sie glauben, daß 50 Jahre ein Alter ist, wo trotz der erlebten Stürme im Herzen noch etwas jugendliches Feuer zurückgeblieben, — dann — nehmen Sie auch mich und machen Sie zwei dankbare Menschen grenzenlos glücklich!"

Emmy schlug die Augen auf und lächelte selig — nun hatte sie ja auch eine Mutter. — — —

Einige Wochen später befanden sich zwei Paare in jenem Himmel, der sich, trotz gegentheiliger Meinung finsterer Pessimisten, zuweilen schon hier auf Erden öffnet.

Der Absender der anonymen Depesche konnte nie ermittelt werden, was aber weder Alfred, noch Frau Sternberg hinderte, ein reines, ungetrübtes Glück zu genießen.

Ella und Richard.

„Ella, ich finde Dich heute wieder einmal langweilig.“

„Herr Baron!“

„Ja, Comtesse, so ist's, Du beliebst heute nicht bei Stimmung zu sein; — freilich, verwöhnt bin ich in dieser Hinsicht nicht, aber Dein heutiges Verhalten läßt mich geradezu wünschen, ich hätte meine Geschichten lieber dem steinernen Neptun am Stadtbrunnen erzählt.“

„Pfui, Richard, welcher Gedanke!“

„Man kommt eben oft in die Lage, bizarre Vergleiche anzustellen. Wohl eine Stunde lang sitze ich schon hier, einen Anstandsmeter weit von meiner liebenswürdigen Cousine, erzähle ihr die ergötzlichsten Geschichten der Welt, bestrebe mich in jeden der gesprochenen Sätze den Witz von zehn Lustspielen zu legen, brillire mit noch nie dagewesenen Redewendungen, plaudere, deklamire, sprühe — und was thut meine Cousine? — sie blickt zum Fenster hinaus, staunt

altbekannte Gemälde an, corrigirt ihren wunderbaren Haarbau — denkt an Alles, nur nicht daran, ihrem Cousin, der in so selbstloser Weise bestrebt ist, ihr die Zeit zu verkürzen, ein Wörtchen des Lobes und der Anerkennung zu schenken. Wäre es da nicht einerlei gewesen, wenn ich mein Recitationstalent dem Herrn Neptun zur Verfügung gestellt hätte? Viel angezeigter sogar, denn besagter Beherrscher des Stadtbrunnens würde es bei seiner steinernen Beschaffung sicherlich unterlassen haben, ein ungalantes Gähnen zu unterdrücken."

„Ha, ha, — sehr gut gepredigt, Cousin. Aber sage doch, Richard, war ich denn wirklich so — zerstreut?"

„Zum Verzweifeln langweilig."

„Und Du bist zum Verzweifeln aufrichtig. Aber ich kenne Viele, die auch besserer Meinung über mich sind, — ja, die mich sogar für recht gesprächig und amüsant finden."

„Lieutenant Heller?"

„Er auch, frage ihn nur einmal. Du allein fällst ein so rücksichtsloses Urtheil.

„Ella!"

„Nun?"

„Martere mich nicht. Du weißt ja zu gut wie ich über Dich denke.“

„Nun, Du giebst vor —“

„Ich gebe vor?“

„Also, Du behauptest —“

„Ich behaupte?“

„Mein Gott, was denn sonst?“

„Nein, Ella, nicht vorgeben, noch behaupten, sondern heilig schwören will ich, daß ich Dich innig liebe.“

Sie lachte.

„Ja, ja, ich hörte das schon ziemlich oft. Aber sag doch, Cousin, kam es wohl noch vor, daß Jemand die Dame seines Herzens mit solchen Injurien regalirt hätte?“

„Verletzte ich Dich, Ella?“

„Du fragst noch? Geh, sage doch einer anderen Dame so unumwunden in's Gesicht, sie sei zum Verzweifeln langweilig.“

„Du bist ja meine Cousine!“

„Nun, siehst Du, Richard, der beste Beweis für die Nothwendigkeit, es auch immer zu bleiben. Deine Cousine vermag mitunter etwas zu ertragen, glaubst

Du aber, es wäre verlockend, mich als Gattin stets Deinen Aufrichtigkeiten auszusetzen?"

„Ella, ich beschwöre Dich!"

„Halte ein, nur keine Betheuerungen! Ich glaube ja gern, daß Du mich liebst, — Cousins müssen wir aber bleiben."

„Und ein Anderer soll Dich heirathen."

„Wenn mich jemand will und er mir gefällt, werde ich mich wohl nicht lange zieren, einmal muß ich doch wohl auch unter die Haube."

„Ein Anderer?"

„Ja, ein Anderer!"

„Lieutenant Heller?"

„Er ist ja doch auch ein Anderer."

„Ella, ich ertrage es nicht."

„Versuch' es nur."

„Ich thue mir ein Leid an!"

„Schon wieder, Richard! Nur keine Rennomage, wenn ich bitten darf, Du weißt, wie ich von solchen Phrasen denke. Wenn ich nicht irre, sprichst Du vom Erschießen eben so oft, wie von Deiner grenzenlosen Liebe."

„Und wenn ich doch einmal Wort halte?"

„Geh, Richard, lassen wir das. Erzähle lieber

einige Deiner interessanten Abenteuer, oder hast Du Herrn Neptun noch nicht vergessen?"

„Nein, Ella, keine Geschichten mehr; ich muß endlich wissen woran ich bin."

„Was willst Du denn so endgiltig wissen?"

„Du fragst?"

„Ach, wenn's das ist, so wundere ich mich über Deine Consequenz, mit der Du einen längst abgethanen Gegenstand behandelst. Cousin, jetzt kann ich Dir sagen, daß Du zum Verzweifeln langweilig bist."

„Comtesse!"

„Herr Baron?"

„Ella?"

„Richard!"

„Ist's möglich, einer Liebe wie der meinigen mit solcher Kälte zu begegnen?"

„Mein Freund, was man so oft hört, verliert allmählich an Reiz, Du bist ja nicht der Einzige, der mir von Liebe spricht."

„Ach ja, ich weiß."

„Nun siehst Du, ohne von meinem Werthe ganz überzeugt zu sein, hatte ich schon so oft Gelegenheit, das ewig neue Lied von Liebe und Sehnsucht zu hören, daß ich nun allen Glauben daran verloren habe."

„Und wenn sich doch jemand fände, der Dich wahrhaft liebt?“

„Woran soll ich den Vogel erkennen?“

„Wahre Liebe ist schnell bewiesen.“

„So werde ich denn warten, bis mir Jemand den Beweis erbringt.“

„Aber ich — ich — ich liebe Dich ja schon.“

„Es wäre auch nicht sehr schön, wenn Cousins dritten Grades das Einanderlieben schon verlernt hätten.“

„Ich liebe Dich heiß!“

„Sie dürfen sich auch heiß lieben.“

„Wahr und aufrichtig!“

„So ist's eben recht.“

„Ich bete Dich an!“

„Nun, das ist zwar für einen Cousin etwas viel, ein Verbrechen ist es aber immer noch nicht.“

„Ella, ich vermag ohne Dich nicht zu leben.“

„Das ist schon ein starker Ausdruck, der nur durch den Umstand gemildert wird, daß ich ihn nicht zum ersten Male höre.“

„Und was antwortest Du auf diesen starken Ausdruck?“

„Ich habe Dich oft schon gebeten, mit diesen Kindereien aufzuhören. Ich, Deine Gattin! Fändest Du es nicht sonderbar, ja — sogar — lächerlich?“

Sie lachte wieder, seine Stirne verfinsterte sich immer mehr.

„Ist dies Dein letztes Wort, Ella?“

„Geh, Richard, dieser Ernst steht Dir garnicht gut. Als Scherz mags noch hingehen, wer wird aber solche Dinge ernst nehmen?“

„Im Ernst sage ich Dir aber noch einmal, daß ich Dich unendlich liebe.“

„Fängst Du wieder an?“

„Und Du willst mich nicht erhören?“

„Heute bist Du besonders aufgelegt, den Untersuchungsrichter zu spielen; und wenn ich Dich nun wirklich nicht mag?“

„Dann Ella, — dann —“

„Dann erschießest Du Dich.“

„Nein Ella, erschießen würde ich mich nicht —“

„Nicht? Pfui Richard, für so schlecht hätte ich Dich nicht gehalten! Was beginnst Du denn, sauberer Adonis, da Du die Auserwählte Deines Herzens keines Schuß Pulvers werth hältst?“

„Ich — ich — werde verreisen."

„Verreisen! Ah — eine prächtige Idee — die wenigstens neu ist. Ganz richtig, der verschmähte Liebhaber sucht Vergessenheit in der weiten Ferne. Und wie weit geht die Reise, wenn man neugierig sein darf, wohl nach Dresden?"

„Weiter, Ella!"

„Nach Wien?"

„Noch weiter."

„So vielleicht nach Tyrol?"

„Viel weiter!"

„Oder sehnst Du Dich vielleicht nach dem blauen Himmel Italiens, nach Napoli, Capri, Palermo, — willst Du die schmählichen Ueberreste Carthagos mit Deinem Besuche beehren, oder zieht es Dich nach Andalusien, Sevilla, Granada und Malaga?"

Richard sprang auf und griff nach seinem Hute.

„Gleichviel wohin, ich gehe weg, je weiter, je lieber, — je eher — je besser. Ich werde noch morgen die Ehre haben, Dir hierüber Genaueres mitzutheilen."

„Viel Glück zur Reise, Herr Baron." — Dann begann sie wieder zu lachen, er war schon draußen und sie lachte noch immer — nur als sie ihn durchs Fenster aus dem Hause treten sah, und er nicht wie sonst

lächelnd zu ihr hinaufblickte, hörte ihre Laune auf. Es war aber auch ägerlich, wie kann Cousin Richard sich solche Vergeßlichkeit erlauben?! —

Richard vergaß heute Alles, nur einen Gedanken hatte er, diesem quälenden Zustande um jeden Preis ein Ende zu bereiten. Schweren Herzens, aber fest entschlossen, lenkte er seine Schritte nach dem Ministerum des Auswärtigen. —

*   *
*

„Mein Gott, Richard," rief Ella dem anderen Tags eintretenden Cousin zu, „welche Vergeßlichkeit; in mein Zimmer mit brennender Cigarre! Pfui, das ist häßlich von Dir."

„Verzeihe, Cousine, ich bin heute wirklich sehr zerstreut"; — er warf die Cigarre fort; — „Uebrigens hätte ich heute vielleicht größern Anspruch auf Nachsicht für so winzige Verstöße."

„Wüßte nicht, warum heute mehr als sonst."

„Man verzeiht doch auch unangenehmere Dinge viel eher, wenn die Hoffnung da ist, daß dieselben zum letzten Male geschehen sind."

„Und wie käme ich zu der tröstlichen Hoffnung, Du hättest heute zum letzten Male versucht, meine Gardinen gelb anzurauchen?"

„Einfach, da ich sehr bald verreise.“

„Du — verreisen! Denkst Du noch immer an den gestrigen Scherz!“

„Scherz?“

„Nun Verreisen oder Erschießen, im Scherze doch ziemlich eins. Hundert mal wolltest Du Dich schon erschießen, bist aber Gottlob noch immer in der Lage, mir lebend und athmend das Märchen von der Reise in die weite Welt zu erzählen.“

„Ella, diesmal ist's Ernst — bitterer Ernst.“

„Dein Gesicht ist wenigstens in wirklich bitterer Verfassung. Nun wirst Du mir auch wohl den Ort nennen, wo Du in Deiner Phantasie einige Schmolljahre zu verleben gedenkst.“

„Vergiß nicht, Ella, ich scherze nicht; — morgen trete ich die Reise nach Afrika an.“

„Ah, nach Afrika! das ist köstlich! daran erkenne ich Dich wieder, Richard. Und welch charmante Berichte mir Deine Reise eintragen wird! Vom Kongo, vom Niger, aus dem Capland und Madagaskar, aus Somali, Zanzibar und Habes; die Beschreibung des Tschadsees und einige Saharaskizzen sammt Karawanenüberfällen, Samumgefahren und lebensgefährlichen Löweniutermezzos. Und erst die schwarzen Cannibalen

mit ihren langen Zähnen! — Richard, ich vermag Deine erste Sendung kaum zu erwarten."

„Du lachst, Ella, dies ändert aber die Thatsache nicht, daß ich morgen unwiderruflich abreise. Zwar nicht in jene romantischen Gegenden, wo Du mich hinwünschest, vorerst blos nach Alexandrien, da ich zum dortigen Consulate als Attaché ernannt wurde."

„Als Gesandtschaftsattaché! Das wird ja immer interessanter!"

„Und Du, Ella, wolltest diese Reise nicht verhindern?"

„Wo denkst Du hin, Richard! Im Gegentheile, allen Vorschub will ich leisten, wer soll mir denn jene unvergleichliche Berichte einsenden? Denk Dir nur die Wonne, Briefe aus dem Sudan!"

„Verstehe mich recht, Ella, wenn Du mir ein Wort — —"

„Keine Umstände, Herr Baron, wann können wir Ihres Abschiedsbesuches gewärtig sein?"

Er sah sie wehmüthig an und seufzte.

„Wie Du willst, — morgen um diese Zeit werde ich zum letzten Male vorsprechen." Dann ging er traurig weg, sie aber lachte wieder aus ganzem Herzen

über den „charmanten Cousin Richard“ und seine äußerst drolligen Einfälle.

*　*
*

Comtesse Ella fand die Zeit sehr lange. Der Mittag wollte garnicht kommen und mit ihm Cousin Richard sammt Fortsetzung seines köstlichen Spaßes. Wird er die Abschiedsscene auch so natürlich spielen? Sie kann seine Ankunft kaum mehr erwarten; am Clavier saß sie schon, der Strickrahmen wurde bereits in die Ecke geworfen, und auch in den Blumentöpfen zeigten sich Spuren ihrer Ungeduld. Nun sitzt sie am Fenster, nimmt die neueste Zeitungsnummer zur Hand und überfliegt hastig die Neuigkeiten. Plötzlich fährt sie auf, den Blick starr auf eine Notiz gerichtet und die Blässe ihres Gesichts verräth eine ihr nicht angenehme Nachricht. Und doch war's ja nicht mehr neu was da stand: „Baron Richard P. wurde mit heutigem Tage zum Attaché beim Kais. Consulat in Alexandrien ernannt.“ Sagte er denn gestern nicht, es sei Ernst, bitterer Ernst! — —

Der Mittag kam, Ella sitzt noch immer am Fenster, die Zeitung lag auf ihrem Schoße, aber die schreckliche Notiz war nicht lesbar — die Buchstaben verschwammen unter den stetig herabrollenden, heißen Thränen.

Die Thüre geht auf.

„Richard!"

„Cousine, ich hielt Wort und komme, um Dir herzliches Lebewohl zu sagen."

„Richard, Du reisest?"

„Zweifelst Du noch daran? Morgen will ich schon weit weg von hier sein, so weit — daß ich garnicht daran denken mag."

„Du willst mich wirklich verlassen?"

„Verlassen? — Wer beschriebe Dir denn den Nil sammt seinen Krokodilen, wenn ich hier bliebe?"

„Richard, gehe nicht, bleibe, ich bitte, theurer Richard, verzeihe mir, verlasse mich nicht!" Und den Augen, die sonst nur muthwillig lachen konnten, entströmten neuerdings bittere Thränen. „Richard, ich wußte nicht, daß es Ernst ist, — bleibe Richard, theurer Richard."

„Ella, Du weinst! — Ach — viel zu spät; meine Abreise steht unwiderruflich fest."

„Nun, dann gehe ich mit."

„Ella!"

„Was soll ich hier, wenn Du fort bist?"

„Du willst mit mir nach Afrika?"

„Nach Afrika oder Amerika, wo Du bist, will auch ich sein, wo Du lebst, will auch ich leben.“

„Als Cousine?“

„Nein — nein!“

„Als mein Weib?“

„Richard!“

„Ella!“ — und sie lagen sich in den Armen.

Der gute Toni.

I.

Der arme, närrische, gute Toni! Seine hagere, verkrümmte Gestalt, das gefurchte Antlitz mit den tiefliegenden Augen und herabhängenden Lippen war mehr bedauernswerth als lächerlich. Und dennoch umringte ihn stets das ganze Dorf, wenn er die Gasse betrat und Alles rief ihm spottend zu: „Toni, die Erde bewegt sich!" Und Toni antwortete jedem unverdrossen: „Nein, die Sonne."

Er war von Kindheit auf schwach an Körper und Geist. Sein Vater fand den Tod als Matrose in den Wellen des stillen Oceans und die Mutter zog ihn in der Hoffnung auf, im Alter an ihm eine Stütze zu finden.

Toni wollte zuerst das Handwerk seines Vaters ergreifen, doch kein Schiff wollte es mit dem schwächlichen Knaben versuchen; dann stahl er sich unter die Heringfischer, aber sie jagten ihn davon, weil sie glaubten, er habe Unglück in das Gewerbe gebracht; schließlich

kam er zum Dorfschmied, — auch nicht für lange, denn seine Arme waren der schweren Arbeit nicht gewachsen. Einmal bemerkte seine Mutter, wie er geschickt die schadhaften Stellen seines Kleides ausbesserte und so wurde Toni ohne Lehrmeister, ohne Lehrjahre, der Flickschneider des Dorfes.

Den ganzen Tag nähte Toni und — philosophirte. Zuweilen, wenn er am Fenster saß, legte er die Hände auf die Kniee, beugte den Kopf über seine schmale Brust und starr auf die glänzende Nadel blickend gab er sich völlig seinen Lieblingsgrübeleien hin.

„Würde sich die Erde drehen,“ calculirte er, — „dann wäre ich wohl nicht lange hier, die Bewegung würde mich bald her, bald hin schleudern, und um die Häuser unseres Dorfes wäre es längst geschehen. Welche Dummheit! Steigt denn die Sonne des Morgens nicht aus dem Meere empor, zu Mittag steht sie hoch über uns und am Abend verschwindet sie weit hinter den Bergen. Die ganze Nacht hindurch wandert sie, um anderen Tags wieder bei uns zu erscheinen. Und welchen Schwindel bekämen die Menschen, würde sich wirklich die Erde bewegen, und den Leuten würden die Hüte vom Kopfe fallen.“

Dieses Argument schien ihm das Gewichtigste für seine Theorie zu sein.

Toni hatte sonst das beste Herz der Welt. Er liebte die Kinder, namentlich die kleinen Mädchen, denen er alle Tuchabfälle zu Puppenkleidern verarbeitete. Alle Hunde des Dorfes kannten ihn, denn er warf ihnen Brodstücke zu und streichelte ihre Felle. Aber die großen Menschen mied er, so viel er konnte, denn er fürchtete ihren Spott. Seine Mutter vergoß Thränen des Schmerzes, wenn sie sah, wie ihr Sohn verhöhnt und verspottet wurde, und in ihrer Besorgniß um seine Zukunft wünschte sie oft, der Himmel nähme ihn lieber zu sich.

Vor seiner Mutter wagte er kaum den Mund zu öffnen; er war bereits gegen dreißig Jahre alt, aber noch immer wie ein Kind, das ohne den Schutz der Mutter in der bösen Welt verloren wäre.

An einem schönen Sommertage saß Toni vor dem Hause und besserte die Sonntagsjacke eines Matrosen aus. Die Mutter strickte neben ihm. Mit einem Male ward Toni nachdenklich, die Arbeit entglitt seinen Händen und er stierte wie geistesabwesend vor sich hin.

„Mutter!“ rief er plötzlich mit matter Stimme.

Die alte Frau blickte ihn fragend an.

„Mutter“, fuhr er fort, — „ich — ich — möchte heirathen.“

Sie schlug die Hände zusammen.

„Bist Du denn ganz verrückt geworden, Toni?!"

„Mutter, ich möchte sehr, sehr gerne heirathen," wiederholte er mit ersterbender Stimme.

„Und wer nähme Dich denn?"

„Anna . . . ."

Die alte Mutter bekreuzte sich, stand auf und ging in das Haus, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Noch nie fühlte sie es so bitter, daß man ihren Sohn, ihren einzigen Sohn, verachtet, noch nie schmerzte sie so sehr der Gedanke, daß er nie, nie ein Weib ins Haus bringen wird. — Sie trocknete ihre Thränen und trat wieder zu ihrem Sohn hinaus.

„Toni, armer Toni, der eitlen Anna bist Du nicht gut genug, — dann hat sie ja auch schon einen Bräutigam. Sieh doch, da ist sie ja!"

Vom Dorfbrunnen her kam ein hochgewachsenes, schwarzes Mädchen mit feurigen Augen und vollen Armen, in den Händen zierlich die Wasserkrüge tragend. Bei jedem Schritt bewegte sie keck das Kleidchen und die Schnallen ihres Mieders glänzten im Sonnenschein wie ihr üppiges Haar, von dem man nicht bestimmen konnte, ob es schwarz ist wie Nacht, oder gleißend wie flüssiges Gold.

Die Mutter eilte in die Stube, der Schmerz kam gar zu mächtig über sie.

„Anna, Anna, bleibe doch stehen!“ rief Toni dem schönen Mädchen zu, als es ganz nahe gekommen war.

„Die Erde dreht sich,“ höhnte Anna und ließ lachend zwischen ihren Lippen die blendenden Zähne erscheinen.

Toni zitterte am ganzen Leibe.

„Anna — werde mein Weib . . . . !“

„Hahaha! Dein Weib! Das wäre ja prächtig!“ lachte sie wie toll und bespritzte den Armen mit Wasser aus ihren Krügen.

Toni griff krampfhaft nach ihrem Arm.

„Anna, sei mein Weib!“ flehte er, und Thränen entstürzten seinen Augen.

Nun wurde Anna ernst, sie biß die Lippen zusammen und murmelte „Unglücklicher Narr!“

Der ganze Zorn ihres verletzten Selbstgefühls lag in diesen Worten.

Dann eilte sie davon.

II.

Im nächsten Herbst begrub man die alte Mutter und Toni blieb allein in der weiten — weiten Welt.

Die Wirthschaft führte er selbst, wie er es eben verstand, sonst zog er sich noch mehr zurück, wurde noch schweigsamer, nur die Freundschaft zu Kindern und Hunden blieb die alte. Unter Flicken und Nähen vergingen seine Tage, er arbeitete fleißig und gerade nicht des Geldes wegen, welches ihm die Leute wohl versprachen, für gewöhnlich aber zu bezahlen vergaßen.

Anna wurde die Frau Nikolo's, des stolzen Matrosen.

Am Hochzeitstage saß Toni vor dem Hause mit seiner Arbeit. Auf seinem fahlen Gesichte war kein Zeichen innerer Erregung zu bemerken, nur die Nadel ging viel flinker wie sonst. — Die schlimmen Nachbarn kamen herbei und trieben ihr Kurzweil mit ihm.

„Toni, Anna hat geheirathet!“ rief ihm einer zu.

Toni lächelte blöde und schwieg.

„Toni,“ schrie ein anderer, „die Erde bewegt sich!“

„Ja, sie bewegt sich,“ kam es leise über seine Lippen.

* *
*

Ein Jahr später trug Anna ihr erstes Kind zur Taufe. Nikolo war draußen auf dem Meere. Als

Toni der jungen Frau zum erstenmale auf der Gasse begegnete, redete er sie an.

„Anna, Nikolo ist auf dem Meere, — der Winter naht . . . . wenn Du Noth leiden solltest . . . ich habe . . . .“

„Du Narr!“ herrschte ihn Anna an.

„Ich habe genug, Anna, — genug auch für Dich.“

Sie stieß ihn vor die Brust, schrie und schimpfte so laut, daß das ganze Dorf zusammenlief.

Auf den großen Lärm kam auch der Schulze herbei, der sich veranlaßt fand, der beleidigten Frau Genugthuung zu verschaffen.

„Höre, Toni, wenn Du die jungen Frauen nicht in Ruhe läßt . . . .“

„Ich . . . oh Gott bewahre!“

„Wenn Du fremden Frauen den Weg versperrst, werde ich Dir Gelegenheit geben, eine Woche lang ungestört darüber nachzudenken, ob die Sonne oder die Erde sich bewegt!“

Die Umstehendenden brachen in schallendes Gelächter aus.

„Ich that ja Niemanden was zu Leide,“ schluchzte Toni.

„Er möge Gott danken, daß Nikolo nicht zu Hause ist!“ Mit diesen Worten schloß die junge Frau den erregten Auftritt.

*   *
*

„Sieh nur, Toni, Anna's Kind,“ sprach eine alte Frau zu ihm, die ein Kind auf dem Arme trug.

Toni's Händen entfiel die Nadel, eine blasse Röthe verbreitete sich über seine steinernen Züge. Dann sprang er auf und zog die Frau mit dem Kinde in sein Haus hinein.

„Hier — das kleine Kettchen und die goldenen Ohrringe — meine Mutter hat sie getragen — ich schenke sie dem kleinen Mädchen.“

Dann spielte er lange mit den niedlichen Händchen des Kindes und sagte: „Toni hat noch viel ... Toni giebt alles Dir ...“

Als anderen Tages Anna vorbeikam, blieb sie vor Toni stehen.

„Toni, ich danke für die schönen Geschenke, die Du meinem Kinde gabst.“

„Das verdient keinen Dank,“ erwiderte Toni mit schwachem Lächeln, ohne sie anzublicken.

„Ich weiß garnicht, wie ich Deine Güte je vergelten kann.“

„Welche Güte? . . . Bringet die Kleine nur oft zu mir, ich habe so Vieles noch, was ich nicht benöthige.“

„Wie gut Du bist, Toni“

„Sprich nicht davon; — Du willst nichts haben, nun so gehört es Deinem Kinde.“

„Nikolo wird es bezahlen, in vier Wochen kommt er nach Hause.“

„Nikolo ist gut — brauchst Du aber nichts — ich habe Einiges überflüssig -- sage Anna — brauchst Du . . . ?“

In den schwarzen Augen der Frau glänzte ein schlaues Lächeln — doch plötzlich wurde sie wieder traurig.

„So sprich doch, Anna, — ich fordere es nicht zurück.“

„Gieb, Toni,“ flüsterte Anna leise, „wenn es mir besser geht, zahle ich Alles zurück.“

Toni stürzte ins Haus. Im nächsten Momente übergab er der Frau ein gefülltes Leinwandsäckchen. Anna stammelte einige Dankesworte, doch als sie sich umwandte, war aus ihrer befriedigten Miene deutlich zu lesen: „Welch ein Narr!“

III.

Vier Wochen später kam Nikolo von der Reise zurück.

Eines Tages — es war bereits Winter — trat er bei Toni ein, der nähend am warmen Ofen saß.

„Gott grüße Dich, Toni!"

„Willkommen Nikolo, bist Du angelangt? . . . . Auf dem Meere ists schlecht . . . im Winter ist es schöner zu Hause."

„Wie geht es Dir, Toni!"

„Nun — so — ich nähe und huste. Und Du bist Gott sei Dank gesund. — So setze Dich doch!"

Nikolo ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Toni," begann er, „ich hätte eine Bitte an Dich, — eigentlich nicht ich, — Anna."

„Sprich, Nikolo — ich bin zu Allem bereit."

„Es ist kalt, Toni, — unser Hausherr läßt nichts reparieren, durch die Mauerritzen bläst der Sturm herein. Ich fürchte, Anna und das Kind erkranken . . ."

„Du hast recht, es ist kalt."

„Du, Toni, hast zwei Stuben und eine Küche, das Haus ist fest, die Mauern aus Stein — Anna läßt fragen, ob Du uns für den Winter nicht eine

Stube vermiethen wolltest? Dir bleibt immerhin eine Stube und wir würden das Haus besser in Ordnung halten. Die Miethe wird übrigens pünktlich bezahlt."

„Kommt, kommt, Alle — heute noch!"

„Setzen wir erst die Miethe fest, Toni!"

„Später, das hat Zeit. Kommt nur Alle zu mir, wir werden hier so schön beisammen wohnen."

„Danke, Toni, ich werde Deine Güte nie vergessen. auch Anna nicht . . . ."

Kurz darauf zog die kleine Familie zu Toni. Eine Stube belegte sie ganz, die andere theilte sie mit ihm.

Toni wiegte das Kind, ging mit den Krügen zum Brunnen, spaltete Holz, besorgte das Feuer am Herd, nähte und borgte dem Nikolo Geld fürs Wirthshaus. Den Nachbarinnen sagte Anna, sie habe ein wahres Kreuz mit diesem Toni, nicht einmal den Löffel verstehe er allein zum Munde zu führen, sie müsse auf Alles sehen, für Alles sorgen.

Aber Toni war zufrieden. Er stand sehr früh auf, verrichtete alle Hausarbeiten und wartete ruhig, bis es Anna gefiel aufzustehen. Auch Scheltworte bekam er oft zu hören, jedoch er glaubte, das müsse so sein.

„Toni," sprach eines Tags die junge Frau, „Du

kannst nicht mehr in der Stube schlafen, Du hustest die ganze Nacht und weckst dadurch das Kind auf. Wir werden Dir das Bett in der Küche zurechtmachen."

Toni nickte zustimmend.

„Toni," sprach sie ein andermal, „Du hustest auch am Tage und erschreckst dadurch mein kleines Mädchen. Jetzt hast Du nicht viel Arbeit und brauchst nicht den ganzen Tag in der Stube zu sitzen. Die Küche ist groß, dort ist auch Raum für Dich."

Toni gehorchte.

Der Winter wurde grimmiger, durch die Thürritze kam der eisige Nord zur Küche herein und Toni fror erbärmlich. Auf dem Lehmboden wurde eine alte Roßhaardecke ausgebreitet — das war Toni's Bett. Toni hüllte sich fröstelnd in die alten Lumpen, aber die Kälte nahm immer zu, es fror ihn sehr und er hustete stärker und stärker. Von Tag zu Tag fiel er mehr in sich zusammen, Toni schlich wie ein Gespenst in der kalten Küche herum.

„Anna, mich friert" sprach er einmal, allen Muth zusammenraffend.

„Darum ist's ja Winter, mein Lieber; — gedulde Dich, bald ist der Frühlig da, dann haben wir alle Wärme genug," tröstete ihn die Frau — im Innern

dachte sie aber: Dich brauchen wir gerade in der Stube!

— Eines Morgens fand ihn Anna noch auf dem Lehmboden liegend.

„Was, Du bist noch auf der faulen Haut? Wer soll Wasser bringen, wer Feuer anzünden?"

„Ich kann nicht — Anna — ich — bin krank."

Den ganzen Tag blieb er liegen, am Abend stellte sich bei ihm ein heftiges Fieber ein. Seit mehreren Tagen lag er bereits in Agonie und die Hausleute stimmten überein, daß es am besten wäre, wenn ihn der Himmel zu sich nähme.

Dann erst legten sie ihn in sein altes Bett. —

— Am Abend des vierten Tages kam bei Nikolo eine lustige Gesellschaft zusammen: einige Nachbarn und der Notar des Dorfes Auf dem Tische stand in großen Flaschen goldgelber Wein und Frau Anna trug schwerbeladene Schüsseln auf.

Von Zeit zu Zeit ging Anna ins Nebenzimmer, um nach dem Kranken zu sehen. So oft sie die Kopfkissen etwas zurecht legte, richtete Toni dankbar die Augen auf sie.

„Toni," sprach Anna weich, „ich habe Dir eine Suppe gekocht, die wird Dich kräftigen."

Toni wehrte schwach mit der mageren Hand.

„Ich kaufte für Dich guten, alten Wein, so trinke doch ein Gläschen, es wird Dir gut thun.“

„Ich kann nicht, Anna,“ flüsterte kaum hörbar der Kranke.

Anna dachte im Stillen, nun wirds bald, — aber mit dem Tuche fuhr sie über die Augen und begann zu schluchzen.

Toni warf einen unendlich wehmüthigen Blick auf sie.

„Du weinst — Anna — ich . . . muß sterben.“

Anna schluchzte heftiger.

„Armer, guter Toni.“

Ueber das Antlitz des Kranken fuhr ein Schimmer empfundenen Glückes.

„Mein guter Toni, wenn es Gottes Wille ist, nimmt er Dich zu sich hinauf, in den Himmel, und wir bleiben hier, unglücklich, verlassen. Du hast keine Verwandte, wer wird Dein Haus, Deinen Garten und den Weinberg besitzen? Fremde Leute werden sich darin theilen, — bedenke doch — unser kleines Kind, wir sind arm, und man wird uns im Winter aus dem Hause jagen.“

„Alles gehört Deiner Tochter,“ flüsterte Toni kaum hörbar.

„Du guter, guter Toni!“ — rief Anna und sank weinend auf die Kniee.

Dann kamen aus dem Nebenzimmer die Anderen herein. Der Notar setzte sich an den Tisch, beschrieb einen Bogen Papier und Toni setzte darunter mit zitternder Hand ein schiefes Kreuz. Die Zeugen unterschrieben auch, dann ließ man ihn allein, ungestört . . . . .

* * *

Andern Tags war Toni todt. . . . .

Anna warf eine Handvoll Erde in sein Grab.

Zu den Nachbarsfrauen sagte sie: „Gott hab ihn selig, es war ein guter Mensch.“

Professors Brautwerbung.

Humoreske.

Doktor Herrman Wilberg, Professor an der Universität zu C., überraschte sich selbst eines Tages mit der seltsamen Entdeckung, das er des Alleinseins ziemlich satt geworden. An Entdeckungen war sein bisheriges Leben gewiß nicht arm, — trotz seines Alters von kaum dreißig Jahren war Dr. Wilberg einer der rühmlichst bekannten Erforscher der Urzeiten, seine wissenschaftlichen Reisen, die ihn nach Italien, Griechenland, Kleinasien, — namentlich aber nach Egypten geführt, begründeten ihm den Ruf eines bedeutenden Archäologen; viel Räthselhaftes hat er schon entziffert, viel Geheimnißvolles zu Tage befördert und den Diensten der Forschung zugänglich gemacht, indeß, was auch die Welt Schönes von seinen Errungenschaften hielt, so überrascht wie diese letzte hatte ihn selbst keine seiner zahlreichen Entdeckungen.

Er hatte zu wenig Zeit, um sich, wenn auch nur nebenbei, mit Fragen, wie z. B. die Bestimmung des lebenden Menschen zu befassen, seine junge Seele war

gefangen von den vielen wissenschaftlichen Problemen, deren Lösung ihm als prädestinirte Lebensaufgabe erschien; — die Mumien der Pharaonen, die Funde von Herkulanum, Olimpos, Pergamon und Troja, das waren die Cardinalpunkte, um die sich sein ganzes Dasein drehte, — war er nicht im Hörsaal der Universität, so saß er daheim in seiner mit Folianten austapezirten Stube, studirte, dechiffrirte, schrieb hunderte Abhandlungen über eben so viele Themata aus urgrauer Vorzeit, exerzirte die Hieroglyphen, zwang die Zeichen der babylonischen Keilschrift in selbstgeschaffene Systeme — und lebte sonst sorglos, wunschlos, — ganz nach den Vorschriften eines Programmes, das er gelegentlich seiner letzten Forschungsreise auf der Spitze des heiligen Berges Ida für ein Jahrzehnt im vorhinein entworfen hatte.

Seit dem Tage, an welchem sein Professorkollege und Jugendfreund Lang ein niedliches Weibchen heimgeführt und er gewaltsam zum Erscheinen bei der Hochzeitsfeier gezwungen wurde, ging mit ihm eine Veränderung vor. Wenn er des Abends in seinem Studirzimmer saß und eifrigst an seinem neuesten Werke über die Keilschrift-Entzifferung arbeiten wollte, mischten sich zwischen die heiligen Gedanken der Wissenschaft nun oft Ideen, die mit der vorchrist=

lichen Zeit gar nichts gemein hatten. Oft legte er inmitten der Arbeit die Feder weg, lehnte sich in seinem Stuhle zurück und ließ sich willig von den Bildern umgaukeln, in die er allmählig trotz Pyramiden und Mumien so viel Leben und Wärme zu bringen vermochte, daß er darüber Hellas und Roma, Memphis und Troja vergaß.

Professor Wilberg, der Pfadfinder in räthselhafter Vergangenheit bekam Zukunftsphantasie. Er, dessen Combinationen bisher lediglich die annähernd getreue Darstellung des Lebens und Treibens längst entschwundener Generationen betrafen, ließ seine Gedanken nun im saftigen Grün der faßbaren Gegenwart herumschweifen. Seine Bücher und Sammlungen, bisher sein Stolz, seine Freude, — die traute Stube, wo er so gerne sich den wissenschaftlichen Problemen hingab — wie öde und kalt erschien ihm nun das Alles; er fühlte sich verlassen in seiner selbstgeschaffenen Welt, und unbezwingbare Sehnsucht erfaßte sein junges vernachlässigtes Herz. Geringfügigste Anlässe, die er früher einfach übersehen, waren jetzt ein unerschöpflicher Born ruhelos irrender Gedanken; ein abgerissener Knopf führte heute ein Nachsinnen herbei, als wäre er hieroglyphenbesät neben der Mumie eines Pharao gefunden, ein Wäschemangel konnte ihn stundenlang beschäftigen und seinen regen Geist in ein bezaubernd

schönes, von süßer, menschenmöglicher Wirklichkeit erfülltes Gebiet entführen.

Doch er wurde kühner.

Manchmal, wenn er sich des Abends mit geschlossenen Augen seinen Träumen überließ, war es ihm, als huschte eine Zaubergestalt zur Thür herein, als legte sich ein weicher Arm zärtlich um seinen Nacken, und eine Engelsstimme flüsterte ihm zu: „Hermann, laß doch nun genug sein, vergiß doch nicht ganz Dein Weibchen, und auch das Abendbrot ist schon angerichtet." Ach, welch' ungeahnte Seeligkeit durchzitterte ihn, sehnsuchtsvoll verlangend breitete er seine Arme aus und drückte von Glück durchschauert — seine gipserne Pallas-Athene an das pochende Herz. — Begreiflicherweise blieben Wilbergs Wünsche bei der empfindungslos kalten Statute nicht stehen; die einmal in Schwung gerathene Phantasie spann fort an dem begonnenen Gewebe begehrlicher Dinge. Der weiche Arm, der sich so liebevoll um seinen Nacken gelegt, ward Fleisch und Blut; ja, er ging weiter, — der zärtliche Arm gehörte, wie nicht anders zu erwarten, einem Körper an — und welchem Körper! — welche Taille! — welche Füßchen! — und erst die Krone des Ganzen, ein zierliches Köpfchen von rabenschwarzem Haar umflossen, ein Näschen von vollendetster Bildung, schwellende

Lippen, — Grübchen, in die man so gerne fällt, dann die dunkeln, unergründlichen Augen — — „Geheimraths Emma“ rief Wilberg erschrocken ob dieser unerhörten Dreistigkeit aus, denn in der That, seine Phantasie wußte sich nur in der lieblichen Gestalt seines reizenden Gegenüber zu personifiziren, seine Wünsche, nun einmal so mächtig angefacht, suchten und fanden ein fixes Ziel: Geheimraths Emma, die unvergleichliche Emma Seefeld.

Nun da es so weit mit ihm kam, war es um Wilberg's Ruhe völlig geschehen. Seit Tagen hatte er keine Feder, kein Buch berührt, die Vorträge an der Universität hielt er widerwillig und zerstreut, zu Hause saß er entweder träumend zwischen seinen egyptischen Freunden, oder er spähte, verbrecherisch hinter den Gardinen versteckt, hinüber nach Geheimraths Wohnung, um einen Blick aus den blitzenden Augen seiner lebenden Göttin zu erhaschen. Aber ach, woher die Courage! Kaum daß drüben ein flatterndes Tuch zum Vorschein kam, oder die silberne Glockenstimme des Engels sein Nahen verrieth, lag Dr. Wilberg längst schon, beschämt über die eigene Frechheit, in der Sophaecke, schalt sich einen Tropf, einen Narren, träumte aber weiter, so schön, so wonnig, daß er, aus

seinem Traume gerissen, ganz traurig wurde über die ihn umgebende, trostlos kahle Wirklichkeit.

Daß ein solcher Zustand auf die Dauer unerträglich, war ihm klar, wie aber demselben entrinnen? Ja, wenn er den Muth besäße, sich jemanden zu entdecken, der in solchen Dingen bewandert, ihn auf den richtigen Weg führen könnte! Einmal mußte es aber doch geschehen. Es litt ja Alles unter den neugeschaffenen Verhältnissen, seine Studien lagen brach, neu aufgefundene Papyruße harrten der Dechiffrirung, die Zerstreutheit bei den Vorträgen begann ihm peinlich zu werden und so entschloß er sich denn endlich, in seiner Rath- und Hilflosigkeit, beim Freunde Lang Rath und Hilfe zu suchen.

Natürlich dauerte es wieder einige Tage, bis er, sein schüchternes Zaudern bekämpfend, bei Professor Lang erschien.

„Wilberg," rief dieser, „wenn Du es einmal über Dich bringst, Deinen antiken Plunder zu verlassen und einen Freund aufzusuchen, muß es was äußerst Wichtiges sein! Nun, Du weißt ja, wie gerne ich Dir in Allem diene."

Wilberg war in höchster Verlegenheit. „So wichtig ist es ja grade nicht — im Gegentheil — ich kam nur —"

„Oho, nichts Wichtiges, da hättest Du mich lieber in der Universität angesprochen, wir begegneten uns doch in der Aula vor kaum einer Stunde. Und was wäre es denn?“

„Ich wollte Dich blos bitten — Du weißt ja —“, Wilberg stockte, er wünschte, gar nicht gekommen zu sein, so schwer wurde es ihm, dem Freunde sein Herz zu offenbaren.

„Ich sehe, lieber Wilberg, Du kämpfst mit Dir und es dürfte der Zweck Deines Herkommens Dir doch näher gehen. Nun so will ich Dir helfen, denn ich gestehe, längst schon bemerkte ich an Deinem Wesen eine Veränderung, die mich sogar besorgt machte. Als ein Dir aufrichtig zugethaner Freund und Genosse, bin ich stets vom regsten Interesse für Dein Wohlergehen erfüllt, und es entging mir nicht Deine Scheu, mit Anderen zu verkehren. Mit voreiligen Fragen wollte ich Dir nicht lästig fallen, Du hättest sie mißdeutet, — aber ich wußte, soferne Dir überhaupt zu helfen ist, wirst Du selbst Dich Dessen erinnern, der Dir stets bereitwilligst seine Hilfe zur Verfügung stellt. Der Zeitpunkt ist also gekommen, Du bist hier, wahrscheinlich fehlt es Dir an gutem Rath.“

„Du hast recht — ach, wenn Du mir rathen könntest.“

„Sieh' nur mal, wie richtig ich schließe: also mein Freund Wilberg steht rathlos da und sucht bei mir Auswege. Doch um zu rathen, müßte ich wohl erst wissen, wozu. In numismatischen und archäologischen Angelegenheiten wendet er sich gewiß nicht an mich, da er weiß, wie wenig Geschmack ich seinen moderrüchigen Objekten abgewinnen kann, und was dürfte Herrn Professor und Alterthümler Wilberg außer Papyrus und griechische Tempel interessiren? Bist Du vielleicht durch den Ankauf eines hochwichtigen Fundes in Geldverlegenheit gerathen?"

„Nein — nicht doch —"

„Das kann ich mir wohl denken. Du bist ja der finanziell Bestgestellte der Universität, Deine egyptischen Dinger finden reißenden Absatz, überdies wirst Du als Rarität mit einem gigantischen Fixum besoldet, — hm, was denn sonst? — Er ist zerstreut, läßt den Kopf hängen, rennt Menschen um, ohne sich mit einem Wort zu entschuldigen, sucht beim Freunde Rathschläge — Wilberg, ich will nicht hoffen, das heißt, im Gegentheil, ich möchte gerne hoffen, — soll das so plötzlich gekommen sein? Freund, mir nun fest ins Auge geschaut und Hand aufs Herz, gerade und rückhaltslos geantwortet: — Willst Du heirathen?"

„Um Gotteswillen, Robert —!"

„Aha, es schmerzt, ich trat Dir also aufs Hühnerauge! Laß Dich umarmen, theurer Freund, daß ich nur auch das erleben konnte! Und ich war der der Meinung, Du habest über Dein antidiluvianisches Sammelsurium jegliches Gefühl für das lebende Menschliche verloren; — ich glaubte Du willst gleich König Clythos auf Cypern

durch die Fehle gekränkt, die dem weiblichen
Sinne so häufig
gab die Natur . . . . .,

ehelos bleiben, oder wie dieser gethan, Dir aus einem Steinblock der Cheops-Pyramide selbst ein fehllos Weib meißeln, und Deinem Gebilde von irgend einer Göttin Licht und Leben erbetteln. Du hast es also nicht abgeschworen, stehst vielmehr im Begriffe auch der Zukunft zu nützen, nachdem Du Dich um Vergangenes so verdient gemacht? Ach, wo nehme ich die Worte her, um das Glück zu schildern, das Deiner harret!"

„Wie leicht Du das nimmst."

„Was wäre denn Schweres dabei? Auf eigener Erfahrung fußend, kann ich Dir erklären, die Ehe ist das Einfachste auf Erden, dabei vollkommen gefahrlos und inexplosibel, — überhaupt die schönste und angenehmste Einrichtung Gottes.

„Und die Grundbedingung?"

„Das Weibchen?"

„Woher?"

„Ja, ganz gewiß, eine unbestimmte Sehnsucht ist es nicht, die Dich so plötzlich aus Deiner beschaulichen Ruhe gerissen. Warte nur, wir wollen auch hierüber Gewißheit haben, laß uns einmal suchen. Ist es Selma Haller, die blonde Doktorstochter?"

Wilberg schüttelte den Kopf.

„Ida Bauer, meine schöne Nachbarin?"

Er verneinte wieder.

„Dann kann's nur Eine sein, — Geheimraths Emma."

„Ich beschwöre Dich!" fuhr Wilberg auf.

„Heureka! Da hätten wir's also. Ei, ei, und welch hochfeinen Geschmack der Herr Doktor verräth, das geht über alles Erwarten. Du wählst ja gleich vom Schönen das Schönste, vom Guten das Beste, bleibst Dir aber noch immer treu, denn sie ist dunkel — dunkel wie Deine Forschungen. Hermann, Deine neueste Entdeckung wird Dir mehr Nutz und Freude bringen, als all' Dein bisheriges, ruhmreiches Wirken."

„Meine Qual macht Dir wohl Spaß, Robert?"

„Deine Qual? Was wäre denn hierbei noch Quälendes?"

„Ist es denn genug, wenn ich sie will," rief Wil-

berg bitter aus, — „wer weiß wie Emma darüber denkt, und erst Geheimrath Seefeld!“

„Nun natürlich, wenn Du hier sitzest und Jeremiaden singst über unerträgliche Qualen, wird nicht viel dabei herauskommen. Wartest vielleicht, bis Fräulein Emma selbst zum Einsehen gelangt und um die kostbare Hand des Herrn Professor Wilberg anhält? Dies mag im Zeitalter des Ptolemäus Epiphanes üblich gewesen sein, unsere moderne Zeit weist den Frauen aber nur passive Rollen zu. Der Mann ist die That. Gehe doch zu Geheimraths, halte in herkömmlicher Weise um die Hand Deines Engels an, und zu Deiner Beruhigung erkläre ich, mich sofort viertheilen zu lassen, soferne Du nicht ein jubelndes „Ja“ erhältst.“

„Glaubst Du wirklich?“

„Bei allen Mumien! Du scheinst wenig Bewußtsein Deines eigenen Werthes zu besitzen.“

„Wenn ich nur wüßte, wie anfangen. Du weißt ja, wie wenig bewandert ich in solchen Dingen bin.“

„Ist auch leicht erklärlich, da Du Dich um derlei nie kümmertest. Nun, so höre denn, ich bin über solche Kindereien schon hinweg, will Dir also in rohen Umrissen den Vorgang beschreiben. Vor Allem werde ich heute noch den Geheimrath im Club sprechen und ihn

auf den Freier vorbereiten. Morgen Mittag begiebst Du Dich in höchster Gala zu Geheimraths, im Knopfloch eine Rose und auch in der Hand einige derselben zum zierlichen Sträußchen gebunden."

„Rosen!"

„Ja doch, schöne, zartrothe Rosen! Lothosblumen, vergilbt und vertrocknet, wären Dir wohl lieber, die magst Du aber Deinen Mumien offeriren. — So ausgestattet sprichst Du also bei Geheimraths vor, allwo Dich Fräulein Emma empfangen wird, da der Papa erst später aus dem Amte heimkehrt. Erst spricht man über gleichgültige Dinge oder, was Dir geläufiger, erzähle etwas von Deinen Reisen, von den Pyramiden oder von den Ruinen Ninive's, aber recht oberflächlich, andeutungsweise, ohne in wissenschaftliche Details zu verfallen, denn die jungen Mädchen, so sehr sie sich auch geschmeichelt fühlen, wenn wir „gelehrt" mit ihnen sprechen, finden nichts langweiliger, als die Gründlichkeit, oft hören sie wohl lieber etwas aus Norderney oder Baden-Baden erzählen — doch das sind Dir spanische Dörfer. In logischer Folge knüpfe an Dein Gespräch einige Andeutungen über Deine persönlichen Verhältnisse, lasse durchblicken wie wenig Sorge Dir Deine Finanzen bereiten, komme so allmählich dem Keime näher, spreche von den Zielen

jedes Mannes, von der Monotonie des Alleinseins — kurz, gerathe zum Schlusse ins Feuer, reiße sie mächtig mit und überreiche ihr, auf dem Gipfel des Berges angelangt, die mitgebrachten Rosen mit der Bitte um Dein einzig mögliches Glück auf Erden: ihre zarte Hand. Emma wird erst zaudern, Du dringst stürmisch weiter vor, endlich sinkt sie überwältigt in Deine Arme, die Thür geht auf, und der vorbereitete Papa streut verschwenderisch den väterlichen Segen über das junge Brautpaar."

Wilberg umarmte stürmisch seinen Freund „Und Du glaubst, das es so wirklich gehen wird?" frug er in höchster Seeligkeit.

„Probatum est," erwiderte der Freund. „Mein Fall war ganz dieser Art, natürlich bis auf die handelnden Personen."

„Wie glücklich Du mich machst, Robert."

„Das überlasse ich Deiner Emma. Morgen also, Glück auf!, und tapfer gehalten. Verzeihe, mich ruft die Pflicht, Du weißt ja, ich bin schon drüber hinweg. Mein Lorchen wartet mit dem Essen." — — —

* * *

Wer beschreibt den Zustand Wilberg's, wer die ungeheure Aufregung, mit der er anderen Tages die große Stunde herannahen sah! Schon seit neun Uhr

Morgens befand er sich in höchster Gala, streifte ungeduldig durch seine, ihm so öde scheinenden Zimmer, und rezitirte zum Zeitvertreib immer wieder die schöne Rede, die er nach den Anleitungen des Freundes bis ins kleinste Detail ausgearbeitet hatte. Im Knopfloch stack ein allerliebstes Knöspchen. Auch die eigentlichen Rosen lagen bereit. Ein heroischer Muth beseelte ihn heute, er hätte nie geglaubt, so viel Talent zum modernen Helden zu besitzen. Als endlich nach bangem Warten der Zeitpunkt herankam, verließ er erhobenen Hauptes siegesgewiß lächelnd seine Wohnung, um sich dahin zu begeben, wo Glück und Wonne seiner wartete. Der erste Schritt war kühn, auch der zweite war noch genug heldenmäßig, dann aber wurden sie allmählich langsamer, — je mehr er sich den Pforten seines Paradieses näherte, desto sachter trat er auf, sein Haupt senkte sich tiefer, das stolze Bewußtsein nahm zusehens ab — eine undefinirbare Angst bemächtigte sich seiner, und ehe er noch Geheimraths Hausthor erreichte, schwenkte er ab und ging gesenkten Blickes vorbei, als wäre er nie Sinnes gewesen, Herrn Geheimrath Seefeld — oder gar dessen schwarzgelocktem Töchterlein einen Besuch abzustatten. So nahe am Ziele, verließ ihn mit einem Male der Heldenmuth, ein eigenthümliches Zagen befiel ihn — ach,

es war ja auch keine Kleinigkeit: aus dem Studirzimmer direkt zur Brautwerbung! Wohl ein Dutzendmal war er schon vor dem Fenster der Angebeteten auf- und abgegangen, immer verschiebt er das Eintreten für's nächste Mal, sein Zagen nahm aber nur zu und als er erschrocken daran dachte, was die vorübergehenden Leute von seinem sonderbaren Aufzug, von den Rosen in seiner Hand denken könnten, er hätte, um der lächerlichen Situation zu entrinnen, sich gewiß nach Hause geflüchtet, wäre nicht Freund Lang noch zur rechten Zeit am Platze erschienen.

„Was zögerst Du noch, Wilberg? Die Zeit verstreicht, und auf diese Weise rückst Du Deinem Ziele nicht näher."

Wilberg fühlte sein klägliches Benehmen und wußte nicht, wie sich zu entschuldigen.

„Robert, ich kann nicht dafür, aber mir ist's, als würde ich mich blamiren!"

„Das geht schon über die Vernunft! Habe ich doch gestern schon Geheimrath Seefeld gesprochen, und ich kann Dir sagen, der alte Herr umarmte mich schier vor Freude über die Aussicht, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen. Auch Emma wird bereits um den Zweck deines Besuches wissen. Also vorwärts, ich ziehe für Dich die Glocke, tritt ein in den Himmel

und hole Dir Deinen Engel heraus, bedenke, nicht allzu oft öffnen sich derlei Pforten im Leben!"

Er läutete wirklich an und überließ Wilberg, dessen Herz vor Angst und Aufregung zu zerspringen drohte, seinem Geschicke. Resignirt trat dieser durch das sich öffnende Thor, gelangte in den „Salon" und erwartete das Fräulein, das, wie vorhergesagt, in Abwesenheit des Papas den Herrn Professor empfangen wird.

„Muth, Muth!" rief es in seinem Innern, er versuchte mächtig, seine Wallung zu bekämpfen, — „vielleicht geht es doch!" flüsterte die kleine Hoffnung. „Du fällst durch!" — schrie der starke Pessimist — ach — er hatte gar nicht Zeit, sich zu sammeln. Er hörte Tritte — sie war's — Emma, ein freundliches Lächeln, eine süße Handbewegung hieß ihn willkommen, Sie sei hocherfreut über die Ehre des unerwarteten Besuches, — sagte der Schalk, wo doch Papa gestern Abend schon Alles verrieth. — Einmal stieß Wilberg an einen Tisch — schlug von der Console ein Buch herunter, erreichte aber ohne weiteres Malheur die schützenden Arme eines schwellenden Fauteuils.

Wilberg athmete ein wenig auf. Die Einleitung wäre überstanden. Nun, da es aber an die Hauptsache gehen sollte, wurde er unter Schrecken gewahr, daß ihn die wohl einstudirte Rede schmählich im Stiche

gelassen. Er wußte gar nicht mehr, wie beginnen, die Fragmente in seiner Erinnerung entbehrten des Zusammenhanges, er sah sein Unglück voraus und konnte sich der Verwirrung nicht mehr entreißen

Sie sah seine Befangenheit und bemerkte, um nur überhaupt etwas zu sagen: „Ein heißer Tag heute, Herr Professor!“

Ah, das war ein Faden, den er fortspinnen konnte!

„Allerdings, heiß, ja sehr heiß — geradezu unerträglich, wie in Egypten oder Mesopotamien. Belieben zu wissen — ich war mehrmals in Egypten — die prähistorischen Funde — nein, die pharaonischen — die Schlichtung und Sonderung — auch Obelisken — ja, da war es heiß — viel heißer als hier. — Oh, was ich sage — das ist selbstredend — Afrika ist heiß — sehr heiß — aber auch in Kleinasien ist die Hitze unerträglich, — wir konnten oft nicht an die Arbeit. — Am liebsten befand ich mich in Egypten — die Pyramiden — nein, die Sphinx — hatte etwas so Anzügliches — will sagen — nein — da ist es auch sehr heiß. — In Herculanum — unvergleichliche Gegend — Fräulein waren noch nicht da — das Schönste, was ich kenne — der Vesuv, — Neapel — Erinnerungen — Capri. — — — —“

Und so ging es fort, ohne Hand und Fuß in infinitum, — aus einer Verwirrung fiel er in die andere, nirgends konnte er sich festklammern, kein Thema festhalten und einige hingeworfene Worte der Schönen brachte ihn völlig um die Besinnung. Dabei drückte und pflückte er zitternd an den mitgebrachten Rosen, denen eine so hohe Bestimmung zugedacht war, — sie lagen bereits alle zerstreut auf dem Teppiche. Seiner That inne geworden, erinnerte er sich keine Blumen zu besitzen, die er, auf „dem Gipfel des Berges" angelangt, seiner holden Braut übergeben konnte — und da sich auch sonst Zweifel über das Gelingen seiner Absicht einstellten, verlor Wilberg völlig die Besinnung, erhob sich plötzlich und stürzte, einige Abschiedsworte stammmelnd, aus dem Zimmer hinaus.

Das schöne Mädchen, über des Professors sonderbares Benehmen im höchsten Grade erstaunt — ja beunruhigt, sah dem Flüchtenden erst erstarrt nach, sie konnte so schnell das Alles nicht begreifen; dann wurde ihr aber die Sache klar, sie fand das Intermezzo recht lustig und begann leise zu kichern — dann herzlich zu lachen, so herzlich, daß sie sich vor Vergnügen auf das Sopha warf. Der hereintretende Papa hörte eine Weile erstaunt ihrem Ausbruche zu, fragte endlich ver-

wundert: „Wo ist denn Herr Professor Wilberg? Ich hörte, er sei bei uns zu Besuch.“

„Pro — pro — fessor — Wiiihilberg! ha ha ha!“ — sie konnte vor Lachen nicht sprechen.

„Nun, ja doch, Professor Wilberg, — ist er so schnell wieder fort, und was bedeuten Deine Lachsalven?“

„Ach, Papa, — wenn Du hier gewesen wärest. Ha ha ha! — wie lustig das war — der Professor — ha ha ha!“ —

„Emma,“ entgegnete der Papa streng, „ich will nicht hoffen, Du könntest irgend etwas Unschickliches gethan haben; sagte ich Dir doch gestern schon Näheres über den Zweck seines Besuches.“

„Aber Herzenspapa, ich kam ja garnicht zu Worte. Der Professor — ha ha ha! — es ist unbeschreiblich.“

„Hat er nichts Bestimmtes gesprochen?“

„Bestimmtes? Ach ja, er sprach tolles Zeug zusammen, von Egypten, Herculanum, Mesopotanum und Gott weiß was für schöne Gegenden, zerpflückte hier ein paar schöne Rosen, gerieth in höchste Extase und stürzte plötzlich aus dem Zimmer. Oh, das war zu köstlich.“

Der Geheimrath wurde ernst und krauste nachdenklich die Stirne.

„Und über Dich, über seine Absichten sprach er kein Wort?“

„Nicht eine Silbe, Papa, — wäre aber auch ganz überflüssig gewesen.“

„Wie meinst Du das, Emma?“

„Ach, Papachen, Du könntest doch nicht wünschen, daß mich so ein trockener Gelehrter, den außer Pyramiden und Mumien nichts interessirt, heirathet!“

„Kind, wenn Professor Wilberg Dich nur wollte! Solche Männer sind rar, und glücklich das Mädchen, das er einmal nimmt!“

„Ich mag ihn aber nicht, Papa, — mein Mann muß auch Herz haben, nicht nur Kopf,“ erwiderte sie verstimmt.

„Ach was, Schrullen, nichts als Schrullen! Wenn ich nur wüßte, wo der Haken war, und was ihn vom Erklären abhielt? — Es soll schon werden, Du aber, Töchterchen, laß Papa für Deine Zukunft sorgen, wo er ja sagt, kannst Du getrost einschlagen, denn da schaut gewiß Dein Glück heraus.“

Er küßte sie zärtlich auf die Stirne und ging in sein Zimmer, um den Haken, der Alles aufgehalten, zu suchen.

Emma blieb in der traurigsten Stimmung zurück. Sie warf sich wieder auf das Sopha, aber ach, diesmal war's um Lust und Lachen geschehen, das schöne Köpfchen sank traurig auf die schmerzlich bewegte Brust, und dem dunklen Augenpaare entströmten heiße, bittere Thränen.

„Diesen trockenen Gelehrten soll ich heirathen," rief sie in größter Betrübniß, „diesen egyptischen Dummkopf, der einem Mädchen kein schönes Wort zu sagen versteht! Dieses herzlose Ungeheuer, das nur von Mumien und alten Statuen sprechen kann! — Nimmermehr! Eher gehe ich in's Kloster!"

Und sie weinte, weinte, daß die Aeuglein anschwollen.

„Und wie er dasaß und mich anstarrte, als wäre ich ein Obelisk, vielleicht gar die Nadel der Cleopatra, — die Worte gurgelte er aus der Kehle, von der Stirne rann ihm der Schweiß, als hätte er Holz gespaltet. — Oho, Herr Professor, Emma Seefeld ist eine lebende, lebenslustige Blume, die nicht die geringste Lust verspürt, sich mit einer trockenen Distel zu einem Strauße verknüpfen zu lassen.

„Ja, die Rosen, das war erst das Schöne. Was er nur mit ihnen vorhatte? Ach, natürlich, der glücklichen Braut überreichen; — wie fein erdacht! Aber

wie er sie Alle zerpflückte, da liegen sie noch, ich will sie ihm auch gleich hinüberwerfen, zum Andenken an seinen Besuch.“

Sie bückte sich nieder, um die auf dem Teppiche zerstreuten Rosenblätter aufzulesen.

„Ah, was ist das? Gewiß dem Professor entfallen. — Rosapapier? Wie kommt das Ding zu einem Gelehrten, sein egyptischer Unsinn paßt doch weit eher auf Strohpapier. Und wie das duftet, gar nicht so moderig, — wahrhaftig, Veilchen sogar, — schau' doch den Professor — kaum glaublich.“ Dann entfaltete sie das Papier, aber welches Wunder! Statt wissenschaftlicher Abhandlungen waren es zierlich geschriebene Verse, Alle „an Emma“ überschrieben, Akrostikons, auf „Emma“ lautend, kleine Briefchen mit der Aufschrift „angebeteter Engel“ — „unsäglich geliebte Emma!“ — zum Schlusse „Dein Dir unwandelbar treuer“ — „Dein Dich innig und treu liebender Hermann“. — Welch' interessanter Fund! Sie las und las, sie konnte sich von den Papieren gar nicht trennen und las sie fliegenden Athems immer wieder durch. Dann wurde sie nachdenklich.

„Sollt' ich mich getäuscht haben? Könnte diese trockene Hülle doch ein fühlend Herz bergen? Diese Worte sind nicht gemacht, nein, sie kommen aus der

Seele. — Der Arme, ich that ihm vielleicht Unrecht, warum überließ ich ihn auch seiner Befangenheit — er mußte ja über mein kaltes Betragen die Besinnung verlieren. Wenn ich bedenke, diese Gedichte, diese warmen Briefe — offenbar, er liebt mich — ach, sollte es wahr sein?“ —

Wohl eine Stunde lang sann sie über das Geschehene nach, es gab ja so vieles zu überdenken, und das Denken ist für das Köpfchen eines jungen Mädchens keine leichte Sache. Endlich kam es zum Entschlusse, sie springt plötzlich auf, verbirgt die kostbaren Papiere in der Tasche und läuft zu Papa hinüber, der noch immer „den Haken“ suchend, in seinem Zimmer besorgt auf und nieder wanderte.

„Papachen, ich möchte Dir etwas sagen,“ hub sie an.

„Vor Allem, Emma, hätte ich Dir zu bedeuten —“

„Aber Papa, — ich will —“

„Ja, was denn?“

„Nun, Professor Wilberg.“

„Du willst den Professor Wilberg?“ — Er konnte es gar nicht fassen, — „ob jemand dies Weibsvolk ausstudirt!? Noch vor kaum ein paar Minuten

plärrt sie über diesen Gedanken, daß es mir das Herz abgedrückt, und jetzt offerirt sie sich selbst.!“

„Ich habe es mittlerweile überlegt, Papachen, — ich will ihn, und wenn Du auch —“

„In meine Arme, Töchterchen; daß Du nur zum Verstande kamst, ein superber Schwiegersohn, hätte mir’s nicht träumen lassen. Wie glücklich werden wir sein! Nun aber gleich Ordnung gemacht, — solche Dinge erleiden keinen Aufschub, sieh Dich vor, der Professor soll gleich wieder hier erscheinen.“ —

Und wirklich, kaum eine Viertelstunde verstrich und Wilberg stand wieder seiner Angebetenen gegenüber. Es wäre unfehlbar eine Reprise der ersten Aufführung gefolgt, denn er war womöglich noch befangener und verwirrter — aber hierzu bekam er keine Zeit.

„Ach, Herr Professor, wie liebenswürdig, uns wieder zu besuchen, nehmen sie doch gefälligst Platz.“ Sie führte ihn an der linken Hand zu einem Fauteuil, sonst wäre die ganze Etagére in Trümmer gegangen. Durch die süße Berührung verstärkte sich sein Muth freilich nicht.

„Verzeihung — Fräulein — bitte —“ stotterte er in höchster Verlegenheit.

„Was wäre zu verzeihen, Sie sind wieder hier und nun ist alles gut. Aber wenn ich bitten darf,“ sagte sie schalkhaft, „Egypten lassen wir bei Seite, es mag ja da recht hübsch sein, es giebt jedoch auch Schöneres noch auf dieser Welt. Sehen Sie, ich fand hier vorhin etwas, was mir interessanter ist und mir auch ausnehmend gefällt. Darf ich Einiges vorlesen, Herr Professor?“

Sie nahm die verlorenen Gedichte aus der Tasche, Wilberg erblickte und erkannte sofort seine Papiere, ach, wer beschreibt seine grenzenlose Angst und Verwirrung.

„Mein Fräulein,“ stammelte er schreckensbleich — „ich bitte tausendmal — es ist —“

„Ach nein, Sie müssen hören, wenigstens eine Probe daraus. Dies Gedicht hat mir überaus gut gefallen, und ich bin begierig, zu hören, wie Sie über meinen Geschmack urtheilen. Also gut aufgemerkt:

An Emma

Dies ist nämlich der Titel.

„Durch das Leben möchte ich Dich tragen,
Treu ergeben stets wollt' ich Dir sein,
Meine junge Seele möcht ich legen
Ganz in Dein liebliches Herz hinein.“

„Fräulein, ich beschwöre Sie," flehte händeringend der Professor.

„Warten Sie doch, es kommt noch eine Strophe, der Schlußeffect."

„Deine Wünsche seien meine Wünsche,
Bist Du glücklich, glücklich bin auch ich,
Sei die Meine, Emma, hör mein Flehen,
Bist Du mein, ich weiß, dann liebst Du mich!"

„Nun, was sagen Sie zu dieser Sprache? Dieses Feuer, dieser Schwung, in acht Zeilen ein ganzer Roman." — —

„Ach was, Roman," tönte es da kräftig zur Thür herein, „wir selbst müssen wohl eingreifen, soll die Geschichte vom Fleck kommen;" und der Geheimrath trat ins Zimmer, — hinter ihm, schlau lächelnd, Freund Robert Lang.

„Töchterchen," sprach der Alte, „Herr Professor Wilberg hat bei mir um Deine Hand angehalten und sich auch mein Jawort geholt. Wie denkst Du darüber?"

Emma schlug verwirrt die Augen nieder und wurde roth wie Wilberg.

„Wenn der Herr Professor — — mich wollte —," flüsterte sie zögernd.

Wilberg sprang auf, die Ueberraschung hatte ihn bisher gelähmt.

„Fräulein, sie könnten, sie wollten —!“

Es überkam ihn mit einem Male ein heroischer Muth, denn er fühlte, er sei „auf dem Gipfel des Berges“ angelangt. Schnell rieß er die Rose aus dem Knopfloch, überreichte sie mit flehender Geberde seiner geliebten Emma und sie sank — oh über den prophetischen Freund — an seine hochwogende glückdurchströmte Brust.

Auch der reichlich gespendete väterliche Segen blieb nicht aus — und in vier Wochen war Emma Seefeld die Frau des berühmten Professors Hermann Wilberg.

Die Schätze.

Eine spanische Geschichte.

Als seine Eltern starben, blieb Andro allein in der großen, weiten Welt. Er besaß nichts, keinen Angehörigen, keinen Freund, — seine beiden kräftigen Arme verschafften ihm in redlicher Arbeit das tägliche Brod und sein weiches Herz fühlte bitter den Schmerz der Einsamkeit.

Wenn er nach des Tages Mühen müde heimkehrte, wehte es ihm so kalt, so fremd von den kahlen Wänden seiner Stube entgegen, — nichts zog ihn dahin, aber auch an anderen Orten warteten seiner keine Freuden, denn er war einsam, verlassen. Hatte er einmal besseren Verdienst, es konnte ihm keine Freude bereiten, er brauchte ja zum Leben so wenig, und mit wem sollte er einen Ueberfluß theilen?

Eines Abends saß er auf dem Rande seines Bettes, seinen Kopf hatte er tief auf die Brust gesenkt und es zog ein heißes Sehnen durch sein Herz. „Ach, hätte ich nur Jemanden,“ seufzte er, „etwas, das ich mit Herz und Seele lieben könnte, ein Weib oder ein

Pferd, oder wenigstens einen Hund." Dann sprang er auf und eilte hinaus nach dem nahen Walde, um seinem liebedürstenden Herzen Luft zu machen. Er war stundenlang herumgeirrt und wollte eben den Heimweg antreten, da schlug aus einem Gebüsch ein winselnder Ton an sein Ohr. Es war ein kleines Hündchen, es hatte sich verlaufen, oder man hat es ausgesetzt, — einerlei, Andro hielt es für ein Geschenk der Vorsehung, die wenigstens den geringsten seiner Wünsche erfüllen wollte.

„Was soll das bedeuten?" brummte die Hausfrau, als Andro, das Hündchen sorgsam in den Armen tragend, seine Stube betrat. „Das fehlte noch! Ich habe kein Hundequartier!"

Anderen Tages verließ Andro das Haus, wo man seinen Schützling nicht dulden wollte und miethete eine andere Wohnung. Innerhalb einiger Monate mußte er aber noch etwa zwanzigmal ziehen, ehe er Leute fand, die seinen kleinen Freund bei sich duldeten. Und wie liebte er den kleinen Hund! Sie aßen zusammen, schliefen in einem Bett, ohne den Hund ging Andro nie spazieren und nichts machte ihm Freude, wenn „Don" nicht auch dabei war.

Seitdem er einen Gefährten hatte, überkam ihn auch eine andere Lebens- und Schaffenslust. Sein

Streben richtete sich nicht nur auf den Erwerb des täglichen Brodes, er legte jetzt auch schon einen Spargroschen zurück, denn er hatte ja nicht nur für sich allein zu sorgen. Seine Erfolge erfüllten ihn mit Genugthuung und wenn er froher Laune war, so nahm er seinen Gefährten in die Arme und sprach mit ihm, wie man zu einem Menschen spricht, und der treue Hund that, als verstände er Alles und knurrte in freudiger Uebereinstimmung.

*

Andro's Verhältnisse besserten sich zusehends. Die Spargroschen vermehrten sich, denn er arbeitete fleißig und war darauf bedacht, daß von dem Verdienste stets etwas zu seinem kleinen Kapital fließe.

Nach einer Woche der angestrengten Arbeit machte einmal Andro am Sonntag mit seinem Hunde einen Spaziergang nach der nahen Stadt. Dort gab es gerade großes Stiergefecht. Andro ging auch hinaus zur Arena, um das seltsame Schauspiel zu genießen.

Der Kampf hatte noch nicht begonnen und da ging er hinunter nach den Ställen, um die Thiere, die an den Gefechten theilnehmen sollten, zu besichtigen.

Da standen in einer Abtheilung die gesattelten Pferde der Pikadores und indem er sie betrachtete, erfüllte ihn ein bitteres, quälendes Gefühl. Die armen

Thiere schienen zu ahnen, was ihrer wartete. Mit hängenden Köpfen, die Mähnen über den trüben Augen, standen sie da, mager und abgehärmt, sie scharrten unruhig mit den Hufen und rissen an den Halftern; der Instinkt sagte es ihnen, wie nahe ihr Verderben sei.

Und es war nicht lange her, diese Rosse sahen alle bessere Tage; — das eine zog an der Staatskarosse des Ministers, das andere trug einen Heerführer auf seinem edlen Rücken, ein drittes war früher in der Manege vielbewundert und Gegenstand größter Auszeichnung — aber ein Auge erblindete, — die Vorderfüße versagten den Dienst, — der Koller stellte sich ein — sie wurden ausrangirt, verkauft, und nun sind sie noch gut genug, um sich zum Plaisir eines vergnügungssüchtigen Publikums den Hörnern wilder Stiere preiszugeben.

Andro überkamen trübe Gedanken und er blickte mitleidig auf die armen Opfer menschlichen Undanks.

Aus seinem Hinbrüten riß ihn die rauhe Stimme des Pikadoro, der gekommen war, um für den ersten Gang das beste der Pferde herauszuholen. Nach langem Prüfen entschied er sich für einen noch immer stattlichen Goldfuchs, — er mag wohl einst in den Alleen Madrids herumgetrabt haben. Andro sieht das Pferd genauer an, er überlegt eine Weile, — der

Pikador will schon in den Sattel, da hatte Andro sich entschlossen — ein kurzer Handel und das Roß war sein.

„Viel Prügel werden nützen!“ meinte spöttisch ein Fachmann.

„Nur mit dem Futter sparen, — es wäre Schade um den theueren Hafer!“ rief ein anderer Spötter.

Aber Andro hörte nicht auf diese Bemerkungen, er wartete nicht einmal das Stiergefecht ab, sondern schwang sich auf den Rücken seines Rosses und ritt nach Hause.

Nun hatte er ja auch ein Pferd. Es hatte zwar seine Launen, wer ist denn von solchen frei? Das Pferd war noch jung und wenn es auch auf dem linken Auge blind war, was thut's, er will ja damit keinen Staat machen!

Und Don? Pferd und Hund waren bald gute Kameraden, sie fühlten sich beide als Mitglieder einer Familie. — Von dieser Zeit an war Andro der glücklichste Mensch. Wenn er in einer Staubwolke gehüllt auf den Straßen dahin ritt, der Hund nebenherlaufend, er wäre am liebsten mit seinen Gefährten bis an's Ende der Welt gegangen.

*

Und wieder verstrich eine Zeit. Andro war bereits wohlhabend. Er kaufte sich ein Häuschen und

baute einen Stall dazu für sein Pferd. Don war abwechselnd bald bei ihm im Hause, bald im Stall.

Eines Tages war er ausgeritten und auf einer Weide stieg er aus dem Sattel und setzte sich in den Schatten eines Baumes. Das Pferd graste und der Hund spielte im Sonnenschein.

Es war ein wunderschöner Tag, die Vögelein sangen in den Zweigen, die Blümchen sandten ihre berauschenden Düfte in die Luft und die lächelnde Sonne fand mit ihren Strahlen Andro's Herz und weckte dort den schlummernden alten Wunsch.

„Wie liebe ich diese beiden Geschöpfe," sprach Andro, den Hund streichelnd, während seine andere Hand dem Pferde Gräser zuwarf — „und doch — doch — wie sehne ich mich auch nach einer anderen Liebe, nach einem Weib."

In diesem Augenblicke kam ein Mädchen des Weges daher, in ihren Händen zwei Krüge, die sie an der Quelle füllte. Andro hatte keinen Durst und doch schritt er dem Mädchen entgegen und erbat sich einen Trunk, den sie ihm gern gewährte.

„Wie heißest Du?" fragte Andro.

„Placida," gab das Mädchen zur Antwort, und bald wußte Andro auch, sie sei aus dem nahen Dorfe, wohne bei ihrer alten Mutter, die arm und zurückge=

zogen von einer kleinen Pension lebt. Und als das Mädchen nach freundlichem Gruß ihre Krüge aufnahm und davoneilte, rief Andro: „Ich habe sie gefunden, Placida wird mein Weib."

Einige Monate später führte Andro Placida heim. Er hatte nun Alles, was ihm zum Glücke fehlte, — oft rieb er sich die Augen, um sich zu überzeugen, ob er nicht träume, so glücklich, so unaussprechlich glücklich war der arme Andro.

*

Es verstrichen einige Jahre stillen Glücks.

Einmal aber schien es Andro, als hörte er des Nachts Tritte in seinem Hofe — ein andermal glaube er sogar sicher, einen Mann gesehen zu haben.

Tags darauf nahm er den Knotenstock zur Hand.

„Wohin gehst Du?" fragte seine Frau.

„In die Stadt."

„Warum denn?"

„Ich will eine Pistole kaufen, es scheint mir, als schliche in der Nacht Jemand bei uns herum und es ist doch besser, wenn man vorgesehen ist."

Placida erblaßte.

Andro küßte sie.

„Fürchte nichts, mein Täubchen, es geschieht ja

nur aus Vorsicht. Uebrigens gehe ich zu Fuß, der Weg ist ja nicht sehr weit."

Dann ging er noch in den Stall hinaus und streichelte das Pferd mit den Worten:

„Ruhe Dich nur gut aus, Du bist noch müde vom gestrigen Ritt."

Das Pferd, gewohnt, täglich gesattelt zu werden, wieherte traurig, als es den Herrn nicht mehr sah.

Beim Thore sprang ihm Don entgegen.

„Bleib nur hübsch zu Hause, kleiner Freund, sonst bekommst Du es noch mit den großen Dorfhunden zu thun."

Dann entfernte er sich rasch und noch lange klang ihm das Gebell des Hundes in den Ohren. —

Es dämmerte schon, als Andro aus der Stadt zurückkehrte. Als er schon nahe war, fiel es ihm auf, daß der Hund ihm nicht, wie sonst, entgegenlief. Er pfeift... nichts regt sich, — er tritt in den Hof — alles ist still.

„Was bedeutet dies?" fragte er sich beklommen, und als er sich umsah, fiel sein erster Blick auf den Hund, der vor der Stallthüre in einer Blutlache lag. Zwischen seinen Zähnen waren noch einige kleine Fetzen, als Beweis, daß er sich vertheidigt hatte.

„Don," rief Andro schmerzlich, — der Hund

öffnet die Augen, wedelt noch einmal schwach mit dem Schweife, ein Zucken — Don war verendet.

Der Stall stand leer.

„Mein Pferd, mein Pferd!“ schreit Andro von dunklen Ahnungen ergriffen und rennt in das Haus. Er läuft aus einer Stube in die andere, ruft verzweifelnd sein Weib — es regt sich nichts — es ist alles wie ausgestorben.

„Nun ist mir alles klar!“ — er hat einen Gedanken gefaßt — „ja, ja — sie sind gekommen und haben mir Alles geraubt, meine Frau und mein Pferd — o, die Verdammten, hätten sie mir lieber Geld und Vermögen genommen.“

Er geht vor das Thor und findet die Hufspuren seines Pferdes. Dann beginnt er zu rennen immer den Spuren nach ohne Aufenthalt, die Verzweiflung giebt ihm übermenschliche Kräfte. Alle Leute, denen er begegnet, fragt er nach einem Reiter, der eine Frau im Sattel hat, und alle hatten ihn gesehen, und wiesen nach der Richtung, in der er geflohen.

An einem Kreuzwege standen viele Leute, die etwas anstaunten. Auch bei diesen erkundigte er sich.

„Natürlich sahen wir sie, — hier ist ja das Pferd, es konnte nicht weiter und ist zusammengestürzt. Es wird wohl bald verenden.“

Andro tritt näher und erkennt sein Pferd. Es athmete kaum noch.

„Aber sagt doch in des Himmels Namen, warum habt ihr nicht die unglückliche Frau befreit?“

„Warum?“ erwiederte einer aus der Menge, „ich habe ja ihnen gerade mein Pferd verkauft, damit sie schneller flüchten können.“

„Aber jene Frau wird mit Gewalt fortgeschleppt! —“

Die Bauern blickten ihn lächelnd an.

„Mit Gewalt? Sie wollen uns wohl zum Besten haben, mein Herr. Gerade die Frau hatte es sehr eilig sie schrie: „Schnell, fort aus dieser Gegend, sonst könnten wir eingeholt werden.“ So ist es, Herr, die ging sehr gern.“

Andro wankte, er begann zu begreifen — ein Schrei entrang sich seinen Lippen, dann fiel er wie leblos neben sein treues Pferd.

Als er wieder zu sich kam, war es späte Nacht. Mühsam schleppte er sich nach seinem Heim. —

Gegen Morgen röthete ein Feuerschein den Horizont. Andro's Haus brannte lichterloh.

Die Dorfbewohner fanden ihn vor der Stallthüre liegen mit durchschossener Brust, in seiner Hand den Schaft der geborstenen Pistole.

Schmu.

Eine Pfingsthumoreske.

„Der Tausend auch, seh' ich recht! Graf! Gräfchen!! Sind Sie's denn in Wirklichkeit?"

„Schock Schwerenoth! Schon wieder ein Bekannter! Ob ich wohl ein einziges Mal incognito reisen könnte! — Ah, Sie sind's, lieber Ulberg, angenehm, über alle Maßen angenehm! — Aber, um Alles in der Welt, was bringt Sie denn zu pfingstfroher Sommerszeit in diesen entlegensten aller idyllischen Erdenwinkel?"

„Der Spleen, lieber Graf, die Uebermüdung inmitten der langweiligen Großstadtvergnügen, der Widerwillen gegen jede menschliche Beschäftigung, die Sucht, in Allem anders zu sein als die Anderen, das Verlangen nach Abwechslung — kurz, es trieb mich hinaus, und ich lasse mich treiben, ziellos, willenlos, wohin mich mein Stern führt!"

„Ja, ja, ich erkenne Sie, so waren Sie immer."

„Na, und Sie, Gräfchen, was suchen Sie denn in diesen weltverlorenen Regionen?"

„Ich mache Schmu.“

„Schmu?“

„Ja, Schmu! Ich lese es an Ihren Mienen, daß Sie jetzt erst recht keine Ahnung davon haben, was ich eigentlich mache. Sehen Sie, Bester, Schmu nennt jeder richtige Berliner Dasjenige, was vom Ueberflusse eines Anderen auf möglichst anständige Weise bei Seite geschafft wird, — natürlich, ohne daß dieser Andere etwas davon erfährt. Der Schneider erhält drei Meter Zeug zur Anfertigung eines Anzugs. Er bringt ihn aber aus zweieinhalben fertig, ergo ein halb Meter Zeug „Schmu“.

„Aha, also ein anständiger Diebstahl.“

„Wer wird denn Alles gleich so tragisch nehmen! In meinem Falle macht man dagegen Schmu, wenn ein fahrender Kaufmann, wie ich einer zu sein die Ehre habe, auf Geschäftsreisen seinem Chef durch besondere Vorkehrungen ein paar Tage abschwindelt. Meine Firma in Berlin ist zur Stunde der Meinung, ich befände mich wohlbehalten in München und trachte mit dem Aufgebot aller Kräfte so viele Aufträge zu sammeln, daß unsere Fabriken mit der Effektuirung mindestens ein Jahr lang beschäftigt sein werden. Dem ist ist aber ganz anders. Der Gastwirth zum „Eisbären“ erhielt von mir drei fertig geschriebene Briefe, fein

verklebt und frankirt. Den ersten gab er laut Verabredung vorgestern zur Post, den zweiten gestern, und der letzte Brief vor den Pfingsttagen wird wohl gerade jetzt in den Postkasten wandern. Mein Chef, zur Abwechslung mal der Herr Eduard König in der Wallstraße, den ich übrigens gar nicht kenne, da ich diesen Posten, den vierundzwanzigsten meiner glorreichen Laufbahn, per Brief angetreten habe und erst nächste Woche zur Vorstellung hinreise — Herr König also, glaubt mich fest und heilig in München, schweißtriefend vor angestrengter Thätigkeit, während ich schon seit ehegestern hier Alpluft schnappe, saure Milch trinke, wie eine Gemse über Klippen setze und mit den Lawinen um die Wette die Abhänge herunterkollere. Man wird sich doch ein paar Tage Pfingsterholung gönnen dürfen!"

„Ausgezeichnet! Ihr Herren Geschäftsreisenden habt es auch wirklich gut; wie Euch das Arbeiten zu sauer wird, macht Ihr Schmu."

„Und Sie beneidenswerthester Unabhängiger, Sie machen ja Ihr ganzes Leben Schmu."

„Das ist es ja eben, was mich nie froh werden läßt. Wer immer frei ist, kann sich der Freiheit nie von Herzen freuen. Nun wollen wir aber ein fröhliches Pfingstfest verschmun, die himmlische Um=

gebung fordert ja auch den verbittertsten Pessimisten zum Frohsinn auf."

„Lieber Ulberg, — mit dem Verschmun hat es diesmal einen Haken. — Eigentlich sollte ich es Ihnen gar nicht sagen, wissen Sie, es ist mir ein klein wenig fatal, eingestehen zu müssen, daß ich mich, im Grunde genommen, doch nicht so ganz harmlos, nichtssuchenden Sinnes hier befinde."

„Was höre ich, Graf, Sie suchen hier etwas?"

„Ja, gewiß, ich suche oder ich suche auch nicht, denn ich habe schon gefunden. Hm, ich erröthete vor Verlegenheit, aber Sie sollen es wissen, Ulberg, mein Schmu ist diesmal einer heiligen Sache geweiht, ich opferte ihn einem Engel, dessen Spuren ich bis hierher verfolgte."

„Einem Engel?"

„Verstehen Sie mich doch recht, einer Dame. Eigentlich sind es zwei, Mutter und Tochter, und daß ich nicht etwa die Mutter verfolge, dürften Sie begreiflich finden. Ach, Ulberg, seit einer Woche ist's um mich geschehen."

„Mensch, Sie sind verliebt! Graf, altes Haus, ich glaubte Sie über solche Nichtigkeiten erhaben. Und wie ging das Alles zu, so erzählen Sie doch. Nein, in Ihrem Alter — — —"

„Ich weiß gar nicht, wie Sie da reden — in meinem Alter! als ob man mit 35 Jahren schon die Flinte in's Korn werfen müßte. Erst recht nicht, jetzt beginnt erst in mir sich die Lebenslust voll zu entfalten. Uebrigens hören Sie. Ich traf die Damen in München in einem viel besuchten Bierhause. Ich trank Bier und aß Rettig, die Damen tranken auch Bier und aßen Rettig. Das fröhliche Treiben in dem Gambrinustempel schien sie sehr zu amüsiren, auch der Gerstensaft mag dazu beigetragen haben — kurz die Damen waren in heiterster Laune. Namentlich die Tochter — oh, die Tochter — — —"

„Nur weiter, Graf, ich weiß Alles: himmlisches Wesen, runde Formen — Wespentaille — Rosenlippen — — —"

„Wir wurden miteinander bekannt nnd verlebten täglich einige köstliche Stunden in dem uns lieb gewordenen Bierlokale. Die Details erlassen Sie mir wohl, und es genügt, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich gefesselt bin, total, mit meinem ganzen Sinnen und Trachten. Wachend und träumend, stets umschwebt mich ihr Bild, überall sehe ich ihre Augen leuchten und im Rauschen des Wasserfalles glaubte ich auch ihre süße Stimme zu vernehmen."

„Um des Himmelswillen, werden Sie nur nicht

sentimental, Sie ziehen ja Saiten auf, wie ein siebzehnjähriger, lyrischer Primaner! — Haben Sie Näheres über Name und Herkunft Ihrer Dame erfahren?"

„So Manches. Sie ist aus Berlin, Papa Kaufmann en gros, Mama, furchtbar nervös, mußte frühzeitig in die Gebirgsluft. In München wurden einige Tage verlebt, dann kamen Sie hierher, wo Mutter und Tochter den ganzen Sommer zu verbringen gedenken."

„Und der Name?"

„Der Name? — ja, das ist eben der wunde Punkt. Freundchen, ich habe da eine so kolossale Dummheit begangen, wie sie gewaltiger niemals verbrochen wurde. Als wir nämlich im Bekanntwerden so weit waren, daß es sich bereits schickte, mich mit Namen vorzustellen, hatte ich mich, einem tollen Einfalle folgend, wohl auch in Folge unseres Gespräches, das hauptsächlich dem morgigen Pfingsttage galt, als ein „Herr Egon Pfingstgraf aus Pasewalk" vorgestellt. Das Fräulein ging auf den Scherz mit sichtlichem Vergnügen ein, und gab sich mir als „Fräulein Pfingstkönig sammt Mama aus Berlin" zu erkennen."

„Pfingstgraf und Pfingstkönig, — gar nicht übel."

„Der Scherz ist ja handgreiflich. Es mag wohl irgendwo auf dieser Erde einen „Pfingstgraf" geben, aber daß der Name „Pfingstkönig" in keinem Adreß-

kalender der Welt zu finden ist, könnte ich beeiden. Wir hatten uns allmählig so sehr in den gegenseitigen Scherz hineingelebt, daß es uns wirklich gar nicht mehr einfiel, der Wahrheit nachzuforschen. „Ade, Herr Pfingstgraf," war ihr letztes Wort — „Auf Wiedersehn, Herr Pfingstgraf," sprach Mama Pfingstkönig, als ich ihr zum Abschied die Hand küßte und — nun wissen Sie Alles, bis auf den kleinen Umstand, daß ich auf direkte Einladung von pfingstköniglicher Seite diesen idyllischen Ort aufsuchte."

„Nun ja, auf diese Weise lohnt es sich wohl sehr, ein wenig Schmu zu machen. Sahen Sie Ihre Holde schon?"

„Selbstredend wir waren auch heute den ganzen Tag über mitsammen, suchten Edelweiß, fanden ein vierblätteriges Kleeblatt, kletterten den Felsen hinan, freuten uns des herrlichen Wetters, sangen Frühlingslieder und plauderten ohn' Unterlaß von allen möglichen Dingen."

„Auch von der Liebe?"

„Wo denken Sie hin? — Aber doch, — ich hätte es vielleicht gewagt, wenn nicht dieser ominöse Pfingstgraf den Weg dazu versperrt hätte. Wie kann ich von Liebe reden, bevor ich weiß, wie mein Ideal heißt. Dann, was wird sie dazu sagen, wie ich ihr gestehe,

man nenne mich kurzweg Egon Graf, ohne weitere Zuthaten. Ich hatte große Angst vor diesem Moment und habe lieber Alles auf morgen verschoben. Das Pfingstfest soll mir Lösung und Erlösung bringen."

„Viel Glück, Freund Graf, gratulire im Vorhinein aus ganzem Herzen."

„Abwarten, Ulberg, keine Uebereilung. Vorläufig ist Alles noch mit dem dunklen Schleier der Zukunft bedeckt. Für morgen erwarten die Damen auch den Herrn Papa sammt Tochter Nr. 2. Soll auch ein reizendes Kind sein, — wenigstens nach Mama Pfingstkönigs Versicherung. Zur Pfingstbowle im Familienkreis bin ich bereits gebeten und ich werde die Feststimmung nicht unbenützt verstreichen lassen."

„Wer so wacker drauf los geht, dem ist gewiß Erfolg beschieden. Und da ich demnach Ihren Schmu nur stören würde — —"

„Oh, ganz im Gegentheil, bester Ulberg, ich lasse Sie nicht los. Im Vorgefühle meiner Familienzugehörigkeit wage ich es sogar, Sie ganz ergebenst zur Theilnahme an der morgigen Bowle aufzufordern. Sie kommen mir ja überhaupt sehr erwünscht. Denken Sie sich nur, wenn es morgen an's Segnen des Brautpaares geht, so habe ich doch wenigstens gleich einen freundschaftlichen Busen, an welchem ich mein hoch-

erröthendes Antlitz bergen und etliche Thränen der Wonne vergießen kann."

„Nun, wenn's so ist, will ich gerne bleiben und Zeuge Ihres Glückes sein, von dem wir hoffen, es werde nicht — Schmu machen."

„Gott verhüt's, den Schmu besorgen wir allein."

Dann klangen die Gläser zusammen und es wurde von den Freunden bis in die späte Nacht noch mancher Tropfen der gesammten Familie Pfingstkönig und dem „Schmu" geweiht.

* * *

Es war herrliches Pfingstwetter, die Natur zeigte sich in ihrem prächtigsten Kleide. Die Gipfel der hohen Alpen trugen das Diadem des ewigen Schnees, während im Thale die Bäume im Blüthenschmucke prangten und auf grünen Matten Tausende bunter Blümchen ihre Kelche erschlossen. Ein azurblauer Himmel wölbte sich über die paradiesische Landschaft und im heiteren Sonnenscheine grüßten lustige Vogelschaaren das lieblichste der Feste.

Mutter und Tochter Pfingstkönig hatten die kleine Kirche besucht. Am Kirchen-Eingange wurden sie von unseren beiden Freunden erwartet, da mit Graf der gemeinsame Spaziergang nach dem Bahnhof verabredet worden war. Graf hielt einen prächtigen

Blumenstrauß in Bereitschaft, den die Schöne bei der Begrüßung freudigst entgegennahm.

„Hier, meine Damen," begann Graf, „habe ich die Ehre, Ihnen meinen Freund Ulberg aus Hamburg vorzustellen."

„Sehr erfreut," rief Fräulein Klara, den Herren ihre Hand reichend — „machen wohl auch — so — Schmu —."

„Bewahre, Fräulein, hat es nicht nöthig. Er ist der unabhängigste Mensch des Erdballes, gebietet über sich nach Willkür, hat viel Zeit und Geld, ist demnach Schopenhauerianer vom reinsten Wasser und wandert wie der ewige Jude, ruhlos, freudlos, von Pol zu Pol."

„So schrecklich schaut der Herr gar nicht aus," bemerkte Frau Pfingstkönig.

„Ein klein wenig Neid dürfte wohl Ihr Urtheil auch beeinflussen, Herr Schmumacher," meinte das Fräulein lachend, dann machte sich die kleine Gesellschaft auf den Weg, der andern Hälfte der Familie Pfingstkönig entgegen.

Frau Pfingstkönig behielt sich Herrn Ulberg, der es ordentlich zu wissen bekam, was es heißen will, einer Mutter von zwei erwachsenen Töchtern in die Hände zu fallen. Erst erstaunt über die tief eindringenden Kreuz- und Querfragen, in seinen Ant-

worten kalt zurückhaltend, mußte er schließlich vor der allmächtigen Frauenpolitik kapituliren und sich auf Gnade und Ungnade überliefern. Er bekam die ungesuchtesten Moralpredigten zu hören, er mußte es erfahren, wie sündhaft und verdammenswerth sein Thun und Lassen sei, wie sehr er gegen sich und die gesammte Menschheit frevle, indem er Alles sein könnte, und eigentlich doch Nichts vorstelle.

„Geht mich wohl nichts an, aber glauben Sie mir, lebte Ihre Mutter noch, Sie würden von ihr die nämlichen Worte zu hören bekommen."

Mit diesem Satze schloß sie jedes Kapitel ihrer salbungsvollen Reden und wurde nicht müde, im Leben des jungen Mannes immer neue Frevel gegen Gott und Menschen zu entdecken.

Unterdeß war das andere Paar auch nicht müßig seinen Weg gewandelt. Das köstliche Wetter, die reizende Umgebung sammt der gehobenen Feststimmung trugen viel bei, um Graf rascher als er hoffen durfte ans Ziel zu führen. Sie mußten sich wohl sehr viel Angenehmes gesagt haben, denn mit einem Male vergaß Egon Sonne, Welt und Menschen und zog Klara's Hand stürmisch an seine Lippen. Er hätte es gewiß nicht dabei bewenden lassen, wären sie nicht bereits in die Nähe des Bahnhofes angelangt.

„Nun, Frau Pfingstkönig, ist es Ihnen gelungen, in Herrn Ulberg Spuren einer Besserungsfähigkeit aufzufinden?“

„Mein Herr Pfingstgraf, Sie scheinen es gar nicht zu ahnen, welches Juwel von einem Freunde Sie besitzen. Herr Ulberg ist im Grunde genommen so schlecht nicht, nur Eines thäte ihm Noth — Eines — —“

„Ja, ja, daran gebricht's,“ interpretirte Graf, und er wäre wohl noch deutlicher geworden, wenn nicht ein schriller Pfiff das Gespräch unterbrochen hätte.

„Der Zug kommt!“ rief Klara und rannte Allen voran auf den Perron hinaus, wo sich eben die Coupethüren öffneten, um den zahlreichen Fahrgästen die langersehnte Freiheit wiederzugeben.

„Papa, Lorchen!“ und Papa und Lorchen fühlten sich fest umschlungen von zwei Armen, die nicht losließen, bis unter Küssen und Lachen Alles heraus war, der Pfingstgraf und der Pfingstkönig und der ganze Scherz von München bis in die Alpen.

„Klärchen, das sind wieder so Sachen,“ wagte Papa einzuwenden, „man wird doch seinen ehrlichen Namen nicht zu verheimlichen brauchen und vielleicht heißt der Herr wirklich so?“

„Ach, bitte Papa, bleiben wir dabei, Mama weiß auch davon!“

Inzwischen langte Mama an, und nach beendeter Familienbegrüßung stellten sich die Freunde ein und Klara machte den Cermonienmeister: „Herr Pfingstgraf, ein alter — Herr Ulberg, ein neuer Bekannter, -- hier die gesammte Familie Pfingstkönig!“

Lorchen erröthete, Papa schmunzelte: „He, he, trifft sich eigentlich gut, Pfingstgraf und Pfingstkönig machen Bekanntschaft am Pfingstsonntag. Uebrigens sehr erfreut meine Herren, werden wohl noch Gelegenheit haben, uns näher kennen zu lernen.“

„Du, Klärchen,“ flüsterte die jüngere Schwester, „welcher ist denn Dein Herr aus München, von dem Du mir so Vieles geschrieben hast?“

„Der mit dem schwarzen Vollbart, — er gefällt Dir wohl?“

„I bewahre, den Anderen finde ich viel interessanter; sieh nur, wie seine Augen blitzen, — wie heißt er denn nur schnell?“ — — —

In drei Paare aufgelöst, gings dann den Weg zurück nach dem Alpstädtchen, voran gestikulirend Papa und Mama Pfingstkönig, dann Ulberg mit Lorchen, bestrebt, sich besser kennen zu lernen, als eine flüchtige

Vorstellung gestattet, zum Schluß Graf mit Klärchen, Hand in Hand, in gegenseitigem Anschauen versunken.

* * *

Der Abend vereinigte die ganze Gesellschaft zu einer Pfingstbowle im Garten der von der Familie bewohnten Villa. Den Nachmittag hatte das junge Volk mit Spaziergängen in der reizenden Umgebung ausgefüllt, während es die Alten vorzogen, im Schatten der Veranda den Abend zu erwarten.

Nachdem der Maitrank aufgetragen war, setzte man sich zu Tisch. Die Witze flogen herüber und hinüber. Alles war in fröhlicher Stimmung und der Klang der Gläser harmonirte mit den heiteren Lachsalven, die jedem der zum Besten gegebenen Bonmots folgten. Graf wußte namentlich sehr viel Scherze aus dem Leben der Geschäftsreisenden zu erzählen, die Herrn Pfingstkönig naturgemäß sehr amüsirten und die er einstens alle miterlebt haben wollte.

„Die Herren gehören wohl auch zu uns Kaufleuten,“ erkundigte sich Papa nach einer besonders heiteren Anekdote.

„Bedaure sehr,“ meinte Ulberg, „ich habe nicht die Ehre, dem Gott Merkur zu dienen, sofern er nicht

auch die Tagediebe beschirmt, — dagegen ist mein Freund Egon, eine Zierde des Handelsstandes.“

„Ah, vielleicht schon selbstständig?“

„Nein,“ rief Graf, „nicht ganz, vorläufig nur noch Reisender in Geschäften, mache gegenwärtig Pfingstschmu seit drei Tagen auf hiesigem Platze!“

„Das kenne ich, meine Herren, habe selbst in meiner Jugend auf Geschäftsreisen manche Tage Schmu gemacht, — oh, die Schmutage waren die köstlichsten meiner Touren und meine Herren Reisenden werden es wohl auch nicht anders halten. Aber der Chef darf's nicht erfahren, he, he, die Chefs sind mitunter auch Schlauköpfe und fahren mit einem Donnerwetter dazwischen, wenn's zu bunt getrieben wird. Habe erst vor einigen Monaten einen Reisenden wegen eines solchen Schmu's entlassen.“

„Wegen eines Schmu's?“ frugen die Freunde im Tone des Bedauerns.

„Jawohl, das ging aber auch über alle Begriffe. Der Herr sollte die Reichslande bereisen, und statt sich in Straßburg nach meinen Interessen zu bemühen, schlenderte er wohl acht Tage lang auf den Pariser Boulevards herum, — natürlich auf meine Kosten.“

„Schrecklich, unerhört!“ rief Graf in größter Entrüstung.

„Und wie ich dahinter kam! Am 12. September erhalte ich einen Brief aus Straßburg, datirt vom 15. Der Poststempel dagegen war Metz. Ich hielt die Sache für einen Irrthum, bis ich den 14. wieder einen Brief erhalte, datirt aus Metz, 16. September. Diesmal war der Poststempel Mülhausen darauf. Die Geschichte schien mir nun nicht mehr richtig zu sein; aber als ich am 16. einen Brief mit dem Poststempel Straßburg, datirt Mülhausen am 11. September bekam, wußte ich genau woran ich war. Ich sandte schleunigst meinen Vertreter nach Straßburg und dort kam dann die ganze Sache an den Tag. Der Herr hatte wohl in der Eile die Briefe, die er den Hoteliers zur Bestellung zusandte, verwechselt, wodurch es mir möglich wurde, den Patron zu ertappen und an die Luft zu setzen.“

„Ganz recht, nein eine solche Frechheit! Mein Schmu verhält sich ja dagegen wie 1 zu 100. Dann sind auch die Beweggründe so ganz anderer Natur — hätte ich nicht das Glück gehabt, in München eine so reizende, so überaus angenehme Bekanntschaft — —“

„Oh bitte, Herr Pfingstgraf, ganz unsererseits.“

„Auch wenn mein Chef von diesem Schmu etwas erfahren würde und zugleich auch meine Beweggründe

wüßte, ich wette meinen Kopf gegen eine Stecknadel, er würde sich nur riesig freuen über — über — na, über die schönen Aussichten seines rührigsten Reisenden."

„Ganz gewiß," rief der Alte, „so mißgünstig sind die Chefs doch nicht, und ich möchte diesem Herrn ganz stramm meine Meinung sagen, wenn er Ihnen diesen kleinen Seitensprung verübelte."

„Ich denke mir meinen Chef aber auch nicht so unmenschlich, obwohl ich eigentlich noch gar nicht das Glück habe, ihn persönlich zu kennen. Seinen Schreibebriefen nach scheint aber Herr König ein recht honettes Kerlchen zu sein."

„Wer?" frug der alte Herr, aufmerksam werdend.

„Mein Chef, Herr König in Berlin."

„Herr König?"

„Jawohl. Herr König, Woll- und Weißwaaren en gros Export Wallstraße 235 — soll ein urgemüthliches Haus sein."

Der Alte war aufgesprungen und stierte den Sprecher sprachlos an. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Dann sind sie wohl eigentlich Herr Egon Graf!" rief er mit erhobener Stimme.

„Herr Pfingstkönig!“

„Zum Teufel mit dem Pfingstkönig! Nun habe ich's genug. Ich bin ebensowenig ein Pfingstkönig, wie Sie ein Pfingstgraf sind. So muß ich sie also kennen lernen, das ist also der große Eifer, den Sie auf Ihren Reisen zu entwickeln versprachen! Statt in München meine Concurrenz zu überholen, treiben Sie sich unter falschen Namen auf allen Bergen herum und verschmun die schönste Geschäftszeit. Das ist ja recht nett von Ihnen, mein Herr — Pfingstgraf!“

Nun hatten sich die Damen von ihrem ersten Schreck erholt.

„Papa, Papa“, beschwichtigte Klara, ihm die Wangen streichelnd, „Du hast es ja in der Jugend auch so gemacht“.

„Alterchen, sei doch gut,“ bat Mama, „er ist ja sonst ein so netter Mensch“.

Aber der Geschäftsmann war in ihm erwacht, er sah nur die verschmuten Tage, die vernachlässigte Kundschaft, die frohen Gesichter seiner Concurrenten.

Während diese Szene sich abspielte, war Ulberg still dagegesessen, nun klopfte er an sein Glas und bat um einige Minuten Gehör. Dann erhob er sich und sprach Folgendes:

„Wohl hat sich mein Freund eine kleine Fahrlässigkeit zu Schulden kommen lassen, die vom Standpunkte des Geschäftsmanns nicht scharf genug gerügt werden kann, doch sprechen für ihn auch Entschuldigungsgründe, die nicht zu übersehen sind. Mein Freund Graf beabsichtigt demnächst nämlich das Reisen ganz an den Nagel zu hängen und als Theilhaber in ein großes Geschäft, das unter der Firma Graf u. Ulberg in Hamburg erstehen wird, einzutreten. Als selbstständiger Chef eines neuen Unternehmes erwarten ihn so mannigfache Pflichten, daß er später wohl kaum die Zeit finden wird, sich, wie er es wünscht, ein Nestchen einzurichten.“

„Ulberg, Sie sind ein Prachtmensch“, fiel jetzt Graf ein, „davon aber später; — und nun, Herr König, wenn Sie mir den Schmu vielleicht doch verzeihen können, so erlaube ich mir als Chef der soeben entstandenen Firma Sie zu bitten, mir bei der Einrichtung meines Herdes behilflich zu sein. Wir sind uns bereits gut, geben Sie mir Klara zur Frau.“

„Und wenn Sie an dem zweiten Chef dieser Firma auch nichts auszusetzen haben,“ rief nun Ulberg, „dann — bitte, wir haben uns auch schon verständigt, überlassen Sie mir die süße Pflicht, Ihr Lorchen durch das Leben zu geleiten.“

Dann kam Mama dazu und die Kinder, und der Alte wurde umringt, bis die Wolken von seiner Stirn wichen und er im Bewußtsein, seine Kinder glücklich zu machen, Alles vergaß, Pfingstgraf und Pfingstkönig, Geschäft und Schmu.

„Nun denn in Gottes Namen, Kinder, möge uns Allen dieses Pfingstfest Glück und Freude bringen.“

Letzte Schwärmerei.

Ein Capriccio.

Ich bin ein Schwärmer gewesen von Jugend auf. Ein Funke genügte stets, den in meinem Innern angehäuften reichen Stoff der Begeisterungsfähigkeit in Flammen auflodern zu lassen. Mein für heiße Empfindungen jeglicher Art leichtempfängliches Herz war Schwärmereien von jeher zugänglich gewesen; — eines Tages kam die Schwärmerei für — Danzig über mich, unvermittelt und mit großer Gewalt.

Wie das geschah? . . .

Emilie hatte es verschuldet!

In ganz unidyllischer Gegend lernte ich sie kennen. Sie war bei einer Tante zu Besuch, war aus Danzig und hatte schwarze Augen, in deren unergründliche Tiefen ich rettungslos unterging.

So oft ich ihr etwas von diesem Untergange vorstammeln wollte, fiel sie mir rasch in's Wort und sagte: „In Danzig"; auf jeden Versuch, ihr die Qualen meines Herzens zu schildern, hatte sie nur den einen Ruf: „In Danzig!"

Seit dieser Zeit war aus meinem Innern der alte Plunder vergangener Epochen wie hinweggefegt, ich schwärmte nur mehr für Danzig.

Kaum dämmerte der erste Tag der sehnsuchtsvoll erwarteten Reisesaison, so saß ich auch schon im bequemen Coupee der jeder Entfernung spottenden Eisenbahn und erreichte in wenigen Stunden mein Ideal: Danzig. Andere reisten nach der Schweiz, nach Ems, nach Ostende, nach Paris, nach Schottland, nach Gibraltar, nach Smyrna, nach Kalkutta, — mein Streben ging unvergleichlich höher, ich fuhr nach Danzig und küßte mit Inbrunst den ersten Danziger Staub, den ich — unfähig in der Luft zu schweben — mit meinen Füßen entweihte.

Als ich Emilien wieder in's schwarze Auge geschaut, war's um den letzten Rest meiner Beherrschung geschehen.

Ueberwältigt von den mächtig aufwallenden Gefühlen machte ich Miene, auf die Kniee zu sinken, um ihr in flammenden Worten meine neueste, mich ganz ausfüllende Schwärmerei einzugestehen, doch sie wich zurück und sagte streng: „Erst Danzig!"

Gut denn, erst Danzig!

„Sie werden überrascht, entzückt, geradezu bezaubert sein," meinte Emilie, „oh, unser Danzig ist einzig!"

Dann ging es an's Entzücken. Emilie übernahm mit autokratischer Gewalt, die keine Spur von Beeinflussung oder gar Widerrede duldete, die Führung.

„Vor Allem gönne ich Ihnen einen Ueberblick über das Gesammtbild unserer Stadt," sagte sie, und man mußte es hören, welchen Stolz, welche accentuirte Begeisterung sie in ihre Worte zu legen verstand.

Wir bestiegen gleich darauf den Hagelsberg, der sich in nächster Nähe Danzig's zu einer respektablen Höhe emporarbeitet, und es bot sich uns ein wirklich reizender Anblick dar.

Zu unseren Füßen der mit Gräben und Festungswerken umgürtete massive Häusercomplex der volkreichen Stadt, überragt von zahlreichen Thürmen und Thürmchen, von Zinnen und aufstrebenden Giebeln. Hin und wieder ein modern nüchterner Bau inmitten der überwiegenden Majorität altdanziger Wohnhäuser, die, schlank und schmal, guten Willen verrathen, in den Himmel hineinzuwachsen. Nach Norden zu ein unbegrenzter Horizont, — der verschwimmende blaugraue

Streifen markirt die nahe See, — im Osten bildet das saftige Wiesengrün des weitgestreckten Werder einen entzückenden Hintergrund, und in Süd und West stehen sanft aufsteigende Hügel und Berge als Staffage für das malerische Bild.

Auf der einen Seite die endlose Leinwand für die Fata Morgana der angeregten Phantasie, auf der andern Seite die schön gewundenen Conturen eines wald- und villenreichen Höhenzuges, in der Mitte die pittoreske Häusercomposition als Resultat des Kampfes zwischen Mittelalter und Neuzeit — das Ganze ein überwältigend schönes Gemälde, für das zwei Augen zu wenig zum Schauen, ein Kopf zu wenig um zu empfangen und festzuhalten.

Ich opferte stumm vor Entzücken die Gefühle auf dem Altare der göttlichen Natur – Emilie nicht. Als Einheimische besaß sie offenbar die Fähigkeit bei aller Ueberwältigung durch den himmlischen Zauber der Danziger Vogelperspective die Sprache keinen Augenblick zu verlieren. Von diesem Vorrechte machte sie auch besten Gebrauch. Auf jeden hervorragenden Punkt wußte sie ein besonderes Loblied zu singen, für jede Zinne hatte sie einige weitschweifige Erläuterungen oder historische Randglossen, und nach jedem zehnten Worte

rief sie „bezaubernd!“ — „göttlich!“ — mit einem Tonfall, der die Wirkung von zwei Dutzend Ausrufungszeichen ersetzen sollte.

Ich gewöhnte mich nachgerade an ihre erklärenden Bemerkungen, wie der Müller an das Rauschen des Wassers und Klappern des Rades und schwelgte unbeirrt in den vor mir concentrirten Reizen der prächtigen Natur. Emilie war eben daran, etwas von dem poetischen Zauber der flundernreichen Kahlbuder Bucht zu erzählen, — da wurde sie gewahr, wie meine Blicke fern von dem Gegenstande ihrer verzückten Beschreibung traumverloren herumschweiften und keineswegs geneigt schienen, sich den Genuß durch Einzwängen in ein System schmälern zu lassen.

Emilie brach ab und sagte piquirt: „Für solche Reize ist natürlich nicht Jeder empfänglich.“

Ich breitete die Arme aus, um anzudeuten, daß ich vor Wonne am liebsten die ganze entzückende Symphonie landschaftlicher Pracht an mein schwärmerisches Herz drücken möchte, aber sie mißverstand meine Geberde und eilte nach einem bedeutungsvollen Achselzucken den Berg hinunter.

Unten angelangt, besann sie sich eines Besseren.

„Vielleicht wird unsere Stadt mehr Eindruck auf Sie machen,“ sprach sie nachsichtsvoller und steuerte, mich im Schlepptau, dem Häusermeere zu.

Auf dem großen Raume, der sich vor der Stadt ausbreitet, hieß sie mich, mir in der Phantasie die zahllosen Buden, Zelte, Ringelspiele, Panoramen und Menagerien nebst der vieltausendköpfigen Menschenmenge auszumalen, die hier während des „Dominik“, — der Danziger Augustmesse, — zu stehen und zusammenzuströmen pflegen. Nachdem ich dies befolgt, stellte sie mir den Stadtgraben vor, dessen grünliche Gewässer allwinterlich zu jenem Eise erstarren, auf welchem die Danziger feine Welt sich dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens bei Drehorgelbegleitung hingiebt. Dann mußte ich die Fresken des „Legethores“ anstaunen, eine graziöse Handbewegung, und die Langgasse — Danzig's Pulsader — zählte auch zu meinen Bekannten.

Auf dem „Langenmarkt“ — der breiteren Fortsetzung der durchgehend aus schlanken altdanziger Giebelbauten bestehenden Langgasse — lernte ich die Börse, den Rathhausthurm, das „Hohethor“ und manches Andere kennen. In meiner Erinnerung haftet auch etwas von einem Besuche im Zeughaus und von

dem Aerger Emiliens, als sie das Museum verschlossen fand, in welchem „das blaue Wunder“ bewahrt wird. Woraus dies Wunder besteht? — — Weiß Emilie! — ich bekam es nimmer zu schauen.

Nachdem wir eine maurisch angehauchte Synagogenfaçade nach ihrem Werthe gewürdigt, bestiegen wir den hohen Thurm der Marienkirche, um nochmals in „Aussicht“ zu schwelgen. Als wir uns die steilen Treppen hinunterwanden, bemerkte Emilie, noch Jeder, der das Glück besaß, in dieser Höhe Danziger Luft zu athmen, sei poetisch geworden und habe Jamben sonder Zahl auf das Gesehene gedichtet. Mich konnte auch diese Anspielung nicht aufrichten, und erst das an der Quelle genossene, unvergleichliche „Goldwasser“ brachte frische Lebensgeister den bedenklich schlotternden Knieen.

Bedenklicher wankte aber mein Ansehen in den Augen Emiliens. Den Ballast schien ich überhaupt verloren zu haben, — statt in den Tiefen dieser schwarzen Meere versunken, trieb ich mich bereits in seichteren Stellen herum und lief Gefahr, an's Ufer gespült zu werden.

„Emilie!“ hauchte ich in einem Tone, vor welchen ein Musikkundiger gewiß fünf b gesetzt hätte.

„Nach Neufahrwasser!“ rief sie, ohne mich anzublicken.

Es galt offenbar einen letzten Versuch. — —

Die Fahrt von Danzig nach Seehafen Neufahrwasser währte eine halbe Stunde.

Emilie ließ die Zeit nicht unbenützt verstreichen. Sie lenkte meine Aufmerksamkeit mit der ihr eigenen Grazie auf die Schlote der zahlreichen Fabriken längs des Ufers, auf die riesigen Trockendocks und Schiffbauanstalten, auf todte und lebende Weichselarme, auf Dampfplätten und verschiedene andere Kleinigkeiten, die mit zu den Annehmlichkeiten einer Danziger Wasserfahrt gehören.

Nach einigen mißlungenen Versuchen, ihren Redestrom in ein anderes, mir erwünschteres Bett abzulenken, ließ ich die detailirte Schilderung der schönen Weichsel vom Ursprung bis zum Mündungsdelta resignirt über mich ergehen, hoffend, am Orte ihres Ergießens in das frische Haff auch mit meiner Angelegenheit interner Natur an die Tagesordnung zu gelangen.

Homo proponit — — — aber die Ostsee sollte auch noch ein Wörtchen mitzusprechen haben.

Als ich den Dampfer hochaufathemend verließ, lernte ich durch gütige Vermittlung Emiliens die „Westerplatte" kennen.

Für eine Platte war der Ort gar nicht so übel.

Lauschige Alleen, romantisches Ufergestrüpp, Concertgärten mit unverwehrtem Eingang, amerikanische momentphotographische Ateliers, hie und da eine halbversteckte Bank, zum Ausruhen einladend — aber immer vorwärts wiesen die an den Kreuzwegen angebrachten, ungehobelten Holzhände!

Nach welcher Dante'schen Region zeigen sie wohl?

Ich ließ alle Hoffnung zurück!

Am Ende eines unter vorbereitenden Einleitungen zurückgelegten Waldweges begann es intensiv nach Salz zu riechen. Einige Schritte — und die Ostsee war erreicht.

„Du blaues Meer, Dir will ich singen,
Dir will ich senden Lied und Kuß ......"

declamirte Emilie acht Strophen lang, wahrscheinlich um mir Zeit zu geben, mich an den „Blick auf die See" zu gewöhnen.

Angesichts der schäumenden Wogen nahmen wir dann auf dem Sande des Strandhotels stärkenden Kaffee ein.

Diesen schwachen Moment meiner resoluten Führerin durch Danziger Reize konnte ich nicht unbenützt lassen und ich flötete nochmals ein einleitendes „Emilie!“ in melodramatischen Accorden.

Vergebens, vergebens!

Den berühmten Spaziergang am grünen Strande wo, wie das Lied sagt „längst in der geweihten Erde sanft schlummern, die ich heiß geliebt,“ konnte sie mir nicht schenken; das Molo mußte auch einer eingehenden Besichtigung unterzogen werden und einige Kriegsschiffe ankerten derart im Hafen, als wären sie eigens zu dem Zwecke hier, mich in die Geheimnisse der maritimen Kriegsführung einzuweihen. Den Leuchtthurm am Eingange des Hafens zu ignoriren, wäre doch gewiß ein Frevel gewesen!

Nach der Strandbrücke zurückgekehrt, schickte ich mich eben an, mit Aufgebot meiner letzten Kräfte ein Dankgebet gen Himmel zu senden, da belehrte mich mein allmälig verschwimmendes Idol, ich sei noch keineswegs am Ende der Prüfung angelangt.

„Eine Fahrt in die See hinaus wird Ihnen gewiß viel Vergnügen machen.“

Emilie sagte das in einem Tone, als hätte sie mir ein Butterbrod mit Schlackwurstbeleg angeboten. Sie bemerkte etwas von dieser Auffassung in meinen Mienen und fragte mit einem ganz sonderbaren Lächeln: „Fürchten Sie sich vielleicht vor unserer See?“

„Bewahre, bewahre!“ stammelte ich, wobei es mir kalt und heiß über den Rücken lief. — —

Thalatta, Thalatta! wie wurde mir's so eng und bang. Der Ruderknecht spannte das Segel aus; Emilie nahm den rückwärtigen Sitzplatz ein und ich schalt mich auf dem Mittelbrette einen sträflich Leichtsinnigen, weil ich es unterlassen hatte, vor der schwärmerischen Reise meine irdischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Dann begann die wilde Jagd.

Der Wind pfiff, Emilie deklamirte, die Möven kreischten und mir schwindelte entsetzlich Der Strand schrumpfte immer mehr zusammen, in der Ferne neigten sich die Thürme Danzigs nach links und nach rechts, als wollten sie mir Abschiedsgrüße zuwinken. Alle Briesen der Ostsee schienen in den Falten unseres Segels ein Stelldichein verabredet zu haben. Unser Boot flog mit einer Geschwindigkeit unzähliger Knoten dahin und

mein Auge sah ringsum bald nur noch jenes Element, welches Pindar einst das köstlichste benannte.

Dann dachte ich an nichts mehr. Alle Sinne gingen mir unter im Gebraus der uns umtosenden Wogen des aufgeregten Meeres.

Von meiner schwärmerischen Seereise weiß ich sonst nichts zu erzählen.

Eine derbe Faust brachte mich wieder zum Bewußtsein meiner elenden Existenz. Es war der Ruderknecht, der mir aus dem Boote half.

Mein erster Gehversuch mißlang und ich küßte gleich Brutus — freilich mit aufrichtigerer Herzlichkeit, die wiedergefundene Mutter Erde.

Viel Zeit zu freudigem Sammeln hatte ich aber nicht, denn ich mußte Emilien nacheilen, die, unbekümmert um ihr Opfer, ohne einen Ariadnefaden abzuwickeln, bereits in den labyrinthischen Laubgängen Westerplattes zu verschwinden drohte.

Auf dem Decke des Dampfers kam die letzte Bescheerung: ein wolkenbruchartiger Regenguß. Emilie sprach den ganzen Weg kein Wort, — ich hatte die süßen Töne auch verlernt. Den angebotenen Regenschirm schlug sie mit verächtlicher Geberde aus; — sie schien sich auch triefend von Wasser wohl zu fühlen.

Als der Dampfer zum fünften Male anhielt, um den Rest seiner durchweichten Fahrgäste ins Ungemach hinauszustoßen, waren wir wieder in Danzig.

Emilie reichte mir statt ihrer schönen Hand ein kleines Buch, sprang rasch ans Ufer und verschwand in einer jener schmalen Danziger Gassen, die sich wie ein Ei dem anderen gleichen.

Ihren Spuren folgte ich nicht und da es zum Abschiednehmen just das rechte Wetter war, dirigirte ich mein Wrak zum Bahnhof hinaus.

Im Coupee besah ich mir das erhaltene Büchlein näher. Es trug den Titel: „Danziger Sagen und Märchen.“

So war es nur ein Märchen gewesen, ein bitter-süßer Traum, eine schmerzlich-köstliche Erinnerung diese meine letzte, — allerletzte Schwärmerei!

Inhalt.

	Seite
Freundschaft und Liebe	3
Ella und Richard	37
Der gute Toni	53
Professors Brautwerbung	71
Die Schätze	101
Schmu	113
Letzte Schwärmerei	135